

Wir wollen versuchen, unsere Aufmerksamkeit für einige Augenblicke unseren Antipoden zuzuwenden — nicht etwa den geographischen Antipoden; denn solche besitzen wir fast gar nicht, da unserem Abendlande der insellose südliche pazifische Ozean gegenüberliegt; nur das westliche Spanien darf sich rühmen, geographische Antipoden zu besitzen, nämlich die Neuseeländer. Aber nicht diese sollen uns heute beschäftigen, sondern unsere geistigen Antipoden, als welche die Chinesen gelten dürfen.

Denn was seit bald fünftehalbtausend Jahren in der chinesischen Welt beständig als normal, gleichsam als aufrechtstehend, angesehen wurde — das alles hat unser Abendland, wie weit wir auch zeitlich und räumlich seinen Umfang ausdehnen mögen —, immer und überall hat das Abendland alles auf den Kopf gestellt, was von dem östlichen Drittheil der Menschheit, von unseren geistigen Antipoden, beständig für normal gehalten wurde.

Unter den stark ausgeprägten westöstlichen Kontrasten muß vor allem — ehe noch in ihre innerste Natur eingedrungen und die Frage über die Berechtigung der sich widersprechenden Auffassungen aufgeworfen wird —, vor allem muß der Gegensatz auffallen zwischen der dortigen Gleichmäßigkeit und Beständigkeit und der hiesigen Ungleichartigkeit und Unbeständigkeit der Anschauungen.

Seit fast fünftehalbtausend Jahren hat sich hinsichtlich der herrschenden Weltanschauung in der chinesischen Kulturbereiche gar kein Wechsel vollzogen, und in stetig, auf friedlichem<sup>1</sup> Wege, gleichsam spontan erweitertem Umkreise, dessen Grenzen niemals sich wieder verengten, haben sich der chinesischen Lebensauffassung alle Völker angeschlossen, mit denen China in nähere Berührung trat. Nur vorübergehend haben von außen hineingetragene, mit dem seit alters herrschenden Geiste unvereinbare Anschauungen die chinesische Welt bewegt; seit Jahrtausenden sind sie zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herabgesunken, und ihre kaum noch kenntlichen Spuren lassen sich nur noch in harmlosem Volksaberglauben entdecken.

In strengem Gegensatz zu dieser friedlichen Gleichmäßigkeit und Beständigkeit des chinesischen Wesens haben wir im Abendlande eine lange Reihe zahlreicher, unter kriegerischen Kämpfen sich einander ablösender Kulturen vor uns, angefangen von den akkadischen oder sumerischen Vorgängern der assyrischen, babylonischen, medischen und persischen, und von den ägyptischen und phönizischen, durch die griechische, römische, islamitische und maurische hindurch bis zu den heutigen, sich gegenseitig befehrenden Kulturen der östlichen und westlichen, der nördlichen und südlichen Christenheiten. Und jede von allen den verschiedenartigen abendländischen Kulturen erwächst auf den Trümmern der, in blutigen Kämpfen besiegten, vorangegangenen; und eine jede erkrankt, wie ihre Vorgängerin, und geht wie diese zu Grunde durch konsequente Durchführung ihres eigenen Lebensprinzips; eine jede hinterläßt zu ihrem Andenken eine hoffnungslose Kulturwüste — und, was schon hier kurz bemerkt werden mag, überall hat der zum Untergang führende pathologische Prozeß sozialen Charakter aufgewiesen.

Während dort, im fernen Osten, eine in ihrem Charakter sich wesentlich gleichbleibende Kultur gleichsam in horizontaler

Richtung sich still und geräuschlos, aber unwiderstehlich über immer weitere Gebiete ausbreitete, vorgelagerte Wüsteneien überschreitend durch ihre Umwandlung in lachende Gefilde, finden wir im Abendlande übereinandergeschichtete Stratifikationen von Kulturwüstenrümern. Dieser Gegensatz ist ja wohl geeignet, theoretisches Interesse wachzurufen und zu wissenschaftlichen Betrachtungen und Untersuchungen anzuregen über den Werdegang dieser miteinander kontrastirenden Erscheinungen des Ostens und des Westens. Aber schon bevor in solche theoretische Forschung eingetreten wird, muß ein anderer, ebenso offen zu Tage liegender Gegensatz mehr als theoretisches, er muß in hohem Grade praktisches Interesse erwecken, weil durch ihn für das Abendland unmittelbar und unabweislich die Frage des Seins oder Nichtseins angeregt wird. Dieser in praktischem Sinne hochbedeutende Gegensatz besteht in Folgendem:

Einerseits ist es eine Jedermann gegenwärtige Thatsache, daß unser Abendland durch unverkennbare Symptome schwerer gesellschaftlicher Erkrankung geängstigt wird; Niemand zweifelt am Vorhandensein dieser Thatsache; ein Jeder trägt sich mit Heilungsprojekten; die verschiedenartigsten Panaceen werden angepriesen; rückblickend wird die Vergangenheit durchstöbert, ob nicht in ihr ein bewährtes Heilmittel sich finde; vorausschauend erschöpft sich die Phantasie in Träumen wunderbarer Genesung und dereinstiger Glückseligkeit. Dabei aber wird von der angstvollen Stimmung ein Umstand nicht genug gewürdigt, daß nämlich an allen untergegangenen Kulturen ohne Ausnahme während ihres Niederganges genau dieselben Krankheits Symptome, die uns heute ängstigen, als Vorboten des mehr oder weniger nahen, aber sicheren Todes zu Tage getreten sind — und daß dadurch die Vermuthung geweckt werden muß: die, allen abendländischen Kulturen gemeinsame Lebensauffassung bilde selbst die Krankheitsursache, und bei ihrem Fortwirken könne Genesung

ebenso wenig erwartet werden, wie z. B. Siziliens Wiederherstellung zur Kornkammer der Mittelmeerländer.

Andererseits aber wird diese Besorgniß verstärkt durch die gegensätzliche, von Manchen nicht gekannte, aber nicht minder unbezweifelbare Thatsache, daß von allen jenen bedrohlichen Symptomen gesellschaftlicher Erkrankung kein einziges jemals in der chinesischen Welt zu Tage getreten ist; und daß auch heute noch, nach mehr als sechzig Jahre währender staatlicher Mißwirthschaft, trotz bereits merklichen Verfalles der Verkehrsanstalten und der Wehrkraft des Reiches, — daß nichtsdestoweniger heute noch die chinesische Gesellschaft, bei fünftehalbtausendjährigem Alter, ihre robuste Gesundheit bewahrt hat; — daß noch bis heute, mit einem guten Kenner Chinas zu reden, trotz sechzigjähriger staatlicher Mißwirthschaft und Beamtenkorruption „die altbewährte Bauernkraft des chinesischen Volkes, allen Schwierigkeiten trotzend, ungebroschen dasteht,“<sup>2</sup> wodurch die Vermuthung, daß in der chinesischen Lebensauffassung selbst das, dauernde Gesundheit gewährleistende, Prinzip begründet sein möchte, erweckt und die Frage angeregt wird, ob nicht durch Anpassung an jene präservirende Lebensauffassung der kranken Gesellschaft des Abendlandes Genesung werden könnte.

Dieser Gedanke verdient um so ernstlicher ins Auge gefaßt zu werden, als langsam noch, aber unabwendbar, die gelbe Gefahr dem Abendlande näher rückt; und als bis zur äußersten Evidenz bewiesen werden kann, daß unsere Nachkommen der gewaltigen Expansionskraft Chinas nur dann — nur in dem einen Falle — werden widerstehen können, wenn sie ihm mit seinen eigenen Waffen, mit seiner gesunden Lebensauffassung, entgengetreten. Beim weiteren Verfolgen dieses Gedankens würde es sich zeigen, daß das Abendland keines seiner unäußerlichen Güter würde aufzugeben brauchen, um sich mit der

Lebensweisheit des fernen Ostens in Einklang zu setzen, daß es vielmehr dadurch unberechenbar bereichert werden würde.

Wenn es somit eine zeitgemäße Aufgabe ist, sich mit den westöstlichen Kontrasten zu beschäftigen, so kann doch nicht entfernt daran gedacht werden, über ihren Umfang an dieser Stelle einen auch nur halbwegs erschöpfenden Ueberblick zu bringen; denn diese Kontraste machen sich auf allen Lebensgebieten ohne Ausnahme geltend. Zur Veranschaulichung der wahrhaft erstaunlichen Gegensätze mag davon heute ein einziger, derjenige des Familienlebens, herausgegriffen werden; wegen seiner hervorragenden Wichtigkeit und durch seine Anschaulichkeit ist er dazu besonders geeignet.

Wie vollständig diametral-gegenständig unsere abendländischen Vorstellungen den ostasiatischen gegenüberstehen, hat sich sofort gezeigt, als in die dunkelste Finsterniß unseres Mittelalters durch Marco Polo die ersten Nachrichten über das Wunderland Sina gelangten, welches wohl mit den Römern in Beziehung gestanden, auch den Arabern bekannt geblieben, in der Christenheit aber vollkommen in Vergessenheit gerathen war. Als Marco Polo, der als noch junger Mann mit seinem Vater und Oheim Benedig verlassen hatte, nach dreiundzwanzigjähriger Abwesenheit, allein, und vollständig ein Fremdling geworden, aus China in seine Heimath zurückgekehrt war, hat Niemand den Nachrichten des fremden Mannes aus dem fernen Wunderlande Glauben schenken wollen. Was er von den grenzenlosen Reichthümern des fernen Ostens zu erzählen wußte, hätte, bei aller Unwahrscheinlichkeit, doch nicht jede Vorstellungskraft überstiegen. Aber seiner Darstellung wurde der Stempel äußerster Widersinnigkeit aufgedrückt durch die Schilderung, daß dort aufs allerengste aneinandergerückte Menschenmassen in friedlichem Glücke beieinander lebten, und das gar unter Sitten und Lebens-

anschauungen, die denen der Christenheit nicht entsprachen, also als abſcheulich gelten mußten. So wurde denn auch Marco Polo mit dem Spitznamen eines „Millionenlügeners“ belegt, der ihm anhaftete, bis er durch öffentliche Ausſtellung der mitgebrachten Reichthümer und Kunſtſchätze nachwies, daß doch wenigſtens ein Theil ſeiner Darſtellungen nicht aus der Luft gegriffen ſein konnte.

Heute, nach fünfhundert Jahren, iſt es in mancher Beziehung noch ſchwieriger geworden, für zutreffende Schilderungen aus der chineſiſchen Welt Glauben zu finden. Die dortigen thatſächlichen Verhältniſſe erſcheinen unſerem Abendlande noch ebenſo paradox und unmöglich, wie damals, weil ſie unſerem undenkbar ſind; daher kommt es, daß uns, durch eine faſt undurchdringliche Schicht darüber gelagerter Mißverſtändniſſe hindurch, die chineſiſchen Verhältniſſe noch ſo ſchwer erkennbar wären, wie vor fünfhundert Jahren, auch wenn man ſich nicht ſeitdem, während der letzten zwei Jahrhunderte, eifrig bemüht hätte, darüber eine zweite — und zwar eine abſichtlich verzerrende — Schicht auszubreiten, durch fleißig und ſyſtematiſch und mit ſolchem Erfolge ausgeſtreute Verleumdungen, daß der Altmeiſter Georg von der Gabelenz hat ſagen dürfen: „unter allen Kulturländern der Welt ſei China das beſtverleumdete“.<sup>3</sup> Auf die Natur und Herkunft jener Mißverſtändniſſe und Verleumdungen und auf die nähere Kennzeichnung der noch viel zu wenig erfaßten „gelben Gefahr“ wird am Schluſſe dieſer Darſtellungen zurückgekommen werden; aber ſchon hier iſt zu betonen, wie es im Intereſſe unſerer Selbſterhaltung von hervorragend praktiſcher Wichtigkeit iſt, daß die Mißverſtändniſſe zurechtgeſtellt und die Verleumdungen aufgedeckt werden, damit im Abendlande wirklich zutreffende Kenntniß von chineſiſchen Dingen nicht auf den kleinen Kreis von Fachleuten beſchränkt bleibe, ſondern in den breiten Schichten des Volkes zum Gemeingute werde.

Denn es ist, wie gesagt, unabwendbar, daß in nicht allzu ferner Zukunft das Abendland — sagen wir, daß unsere Enkel einen harten Daseinskampf mit dem fernen Osten werden zu bestehen haben; und um ihn einigermaßen siegreich zu bestehen, dazu bildet die genaue Kenntniß des Gegners, den man nicht verachten darf, dem man vielleicht manches abzulernen haben wird, die allererste und unerläßlichste Vorbedingung. Wirklich zutreffende Kenntniß chinesischer Dinge ist somit fürs Abendland eine ernste Sache der Selbsterhaltung.

Unter den erstaunlichen Erscheinungen, die uns in China begegnen, sind in erster Reihe diejenigen zu erwähnen, welche sich auf die dortigen Familienverhältnisse beziehen. Sie erscheinen uns nur darum so erstaunlich, weil der Satz: die Familie bilde das wichtigste Element, gleichsam die Urzelle von Gesellschaft und Staat, sich im Abendlande nur noch als graue Theorie in Handbüchern<sup>4</sup> und Compendien erhalten hat, während er in China thatsächlich das A und das D der ganzen Lebensweisheit bildet. Denn mehr als in irgend einem anderen Kulturlande steht in China die Familie im Mittelpunkte des ganzen gesellschaftlichen, staatlichen und geistigen Lebens; von den Normen, welche das Familienleben regeln, leiten sich nach chinesischer Anschauung die Normen der Sittlichkeit überhaupt ab und demgemäß auch die Normen des Staatslebens; die Zwecke, denen die Familie zu dienen hat, sind für den Chinesen identisch mit den Zielen, denen die Menschheit überhaupt zustreben soll; und wo immer unter den praktisch-nüchternen Chinesen sich Jemand der harmlosen Beschäftigung hingeeben hat, aus dem Geiste der Nation hervor ein Bild des Weltganzen zu konstruiren, da sind auch an solchen Abstraktionen sozusagen familienhafte Züge unverkennbar.

Im ältesten Alterthume Chinas ist die Verfassung der Familie dieselbe gewesen, der wir auch in den ältesten Tra-

ditionen der Völker des Abendlandes begegnen, charakterisirt durch die unbeschränkte Machtbefugniß des Familienhauptes über das Leben und Thun aller Glieder der engeren oder weiteren Gemeinschaft und über ihren Besitz. Im Laufe der Zeiten ist man von diesem gemeinsamen Ausgangspunkte hier und dort zu gar Abweichendem gelangt. Wo im Abendlande die Entwicklung am weitesten fortgeschritten ist, sind von den Familienbänden bestenfalls nur noch Rudimente übrig geblieben; schon vor vierzig Jahren gab es in Frankreich, z. B. in Flandern, in der Picardie und im Süden der Normandie, weite Bezirke, wo die Familie fast verschwunden war, fast nur noch als Seltenheit vorkam. Auch darf im Abendlande die Familie gleichsam unbemerkt verschwinden; weder vom Staate, noch vom Individuum wird eine Lücke schmerzlich empfunden. Der Staatsbürger hat sein Domizil und damit den Mittelpunkt seiner Pflichten und Rechte in der Gemeinde; bin ich auf dem Standesamte notirt, so bin ich meiner Bürgerrechte sicher, ob ich auch sonst verwandtschaftlich isolirt dastehe. Verwandtschaftliche Beziehungen kommen nur noch in Erbschaftsfragen ernstlich in Betracht, und das Institut der Ehe hat im Staate, oft auch in der Gesellschaft, kaum andere als vermögensrechtliche Bedeutung. Die Ehelosigkeit hat begonnen, der normale Zustand zu werden. Der Last der Kindererziehung entledigt sich schon heute das Haus in immer weiterem, in Frankreich recht vorgeschrittenem Maße, so daß hier die Normalfrau Lina Morgensterns durch nichts mehr in Bethätigung ihrer Menschenrechte gehindert wird. In Babels Zukunftstaate, wo das Erbrecht abgeschafft und die Kindererziehung vom Staate übernommen sein wird, — da wird die Familie selbstverständlich ganz in Fortfall gekommen sein. Ob damit aber zugleich die Frauenfrage weniger brennend geworden sein wird, oder ob in jener glücklichen Zukunft, der wir mit Macht zusteuern, diese schreckliche Frage ohne Beeinträchtigung



der Kindererziehung ganz von der Tagesordnung verschwunden sein wird, entzieht sich wohl noch der Beurtheilung.

In China dagegen hat seit bald fünfzehntausend Jahren die Familie sowohl ihr festes Gefüge, als auch ihre staatliche Bedeutung behalten, nur daß die patria potestas auf den Familienrath übergegangen ist, in welcher unter dem Voritze des Vaters, oder in seiner Abwesenheit der Mutter, die verheiratheten männlichen Mitglieder beschließende, die unverheiratheten volljährigen männlichen Mitglieder aber beratthende Stimme ausüben.<sup>5</sup> Nur als Glied einer Familie kann Jemand in China sein Bürgerrecht ausüben; denn die Familie allein fungirt als Standesamt.<sup>6</sup> Die Familien Chinas sind thatsächlich die Urzellen und zugleich die einzigen Organe, aus denen sein festgefügtter Gesellschafts- und Staatskörper sich zusammensetzt insofern, als in China Gemeinde, Bezirk und Provinz durchaus andere Bedeutung haben als in Europa. In China trägt die Gemeinde fast ausschließlich den Charakter eines Privatvereins zum Zwecke der Selbstverwaltung. Der Bezirk und die Provinz sind ausschließlich staatliche Administrationsgebiete ohne aus der Gesellschaft hervorgegangene staatlich berechnete Körperschaften, nur daß jede Provinz ihrer besonderen Rechtsgewohnheiten sich erfreut. Und hinsichtlich ihrer bürgerlichen Rechte und Pflichten sind alle Familien des unermesslichen Reiches untereinander gleichwerthig, nur daß die wenigen Staatsbeamten, mit Einschluß des Kaisers, Befreiung von den außerordentlich geringfügigen Steuern genießen;<sup>7</sup> und daß den Familien des Kaisers, der wenigen fürstlichen Familien aus kaiserlichem Geblüte und den zahlreicheren Nachkommen des Kong-fu-tse die Ehrenrechte gewisser äußerlicher Abzeichen, des Vortrittes u. s. w. zukommen. Somit findet sich in dem streng despotisch konstituirten chinesischen Reiche fast unbedingte demokratische Gleichheit verwirklicht, sowie außerordentlich weitgehende Selbstverwaltung.

Während im Abendlande, in gewissen Gebirgsthälern und Dörfern und in gewissen Adelsfamilien häufig vorkommende Inzucht ihre nachtheiligen Folgen ausgeübt, ja nicht selten ganze Familiensippen zum Aussterben gebracht hat, ist in China die Verwandtschaftsheirath durchaus unmöglich gemacht durch das streng innegehaltene Verbot der Verheirathung zweier Personen aus demselben Stamme und mit demselben Familiennamen.<sup>8</sup> Da es aber in China nur hundert Familiennamen giebt, so erwächst daraus unter Umständen nicht geringe Schwierigkeit für den pflichtgetreuen Familienvater, der für die rechtzeitige Verheirathung seiner Kinder zu sorgen hat. Da nun aber einerseits die bezüglichlichen, der Verlobung vorangehenden, durch einen Heirathsvermittler geführten Verhandlungen<sup>9</sup> sehr zeitraubende zu sein pflegen, nicht selten hier abgebrochen werden, um dort angeknüpft zu werden,<sup>10</sup> und da andererseits es einer groben, vom Familienvater verschuldeten Unsittlichkeit, ja fast einem Verbrechen gleichgeachtet werden würde, wenn sein Sohn bei fünfundzwanzig Jahren noch unverheirathet wäre,<sup>11</sup> so werden die Verlobungsverhandlungen schon sehr frühzeitig begonnen, so daß oft, wenn nicht gar zumeist, die Verlobung schon im Kindesalter stattfindet — ein durch Austausch gewisser Formalitäten von den Familienvätern vollzogener Akt, der ebenso verbindlich ist, wie die Eheschließung selbst, insofern als die Braut, was die Sicherung ihrer Existenz betrifft, bereits der Familie des Bräutigams hinzugerechnet wird.

Dabei ist es selbstverständlich, daß es sich um das Einverständnis oder um die Zustimmung der zu Verlobenden ganz und gar nicht handelt; mehr noch, es wäre unschicklich, wenn Braut und Bräutigam vor der Verheirathung miteinander Umgang hätten; ja, in der Regel erblickt der junge Mann seine Gattin zum ersten Male, wenn sie nach vollzogener Eheschließungszeremonie den Schleier fallen läßt. Das hat insofern seinen praktischen guten Grund, weil anderenfalls die Bemühungen

der Eltern um die Verlobung ihrer Kinder durch diese vereitelt werden könnten.<sup>12</sup>

Unseren jungen Leuten mag es gar zu prosaisch erscheinen, so geschäftsmäßig zur Ehe zu schreiten und dazu noch die Kaß' im Sack zu kaufen. Wo bleibt da all' das Sehnen von Herzen zu Herzen, all' das Träumen von der blauen Blume im Waldesdunkel und die ganze Kurmacherei! Auch unsere jungen Fräulein würden für nichts in der Welt dem Sport des Kofettirens und Flirtens entsagen und dem Hangen und Bängen in schwebender Bein. Indessen lehrt unsere Erfahrung, daß alle diese Seligkeiten, diese im Himmel geschlossenen Ehen, nur allzu oft zu arger Enttäuschung führen, wenn nicht gar zur Vergiftung des ganzen Lebens; während im Reiche der Mitte eine fünfstehaltausendjährige Erfahrung darüber belehrt, daß mit reifer Lebenserfahrung und mit nüchterner Ueberlegung zusammengebrachte Ehen nur höchst selten unglückliche sind und daß die Einsicht der beiderseitigen Papas und Mamas am besten weiß, was dem Glücke ihrer Kinder frommt.<sup>13</sup> Uebrigens sind aus Neigung geschlossene Ehen durch diese Sitte nicht gänzlich ausgeschlossen. Gelegentlich durchbricht die Natur die Schranken des steifleinenen Herkommens. Der List des Verliebten kann es ja nicht misslingen, dem Heirathsvermittler passende Winke zukommen zu lassen. Schon im grauesten Alterthume Chinas hat auch dort Gott Amor sein Wesen getrieben, wie es durch manchen Gesang im kanonischen Lieederbuche und durch manchen neueren Roman bezeugt wird.<sup>14</sup>

Wie dem auch sei, so sind doch die Jungfrauen Chinas einer gar nicht hoch genug anzuschlagenden Entschädigung sicher: sie sind sicher, „unter die Haube zu kommen“; weder giebt es in China „alte Jungfern“, noch giebt es dort eine Frauenfrage.<sup>15</sup> Um so werthvoller ist die Entschädigung, als sie mit der nicht geringen Wahrscheinlichkeit verbunden ist, daß die Frau im

Hauswesen „die Hosen anhaben werde“. Denn es soll in China nicht zu den Seltenheiten gehören, daß die Frau einen mehr oder weniger leichten Pantoffel schwingt;<sup>16</sup> jedenfalls ist meistens sie es, die den Rassen Schlüssel führt. Hat der Mann morgens das Haus zu verlassen, so verabsolgt ihm die Frau für den Tag das angemessene Taschengeld.<sup>17</sup>

Ob bei den jungen Männern des Abendlandes durch die größere Wahrscheinlichkeit, eine gute Ehe zu schließen, die Heirathslust vermehrt und ob dadurch die Zahl der freiwilligen Hagestolze vermindert werden würde, mag dahingestellt bleiben. Schwerlich aber würde die Männerwelt des Abendlandes ernstlich protestiren gegen Einführung des chinesischen Gesetzes, nach welchem die weiblichen Glieder der Familie vom Erbrechte ausgeschlossen werden, damit den jungen Leuten die Möglichkeit, einen eigenen Hausstand zu gründen, nicht beeinträchtigt werde. Die junge Frau bringt in die Ehe nichts mehr mit, als eine geringe, den Vermögensverhältnissen ihrer Eltern entsprechende Aussteuer, bestehend aus einigem Hausrathe, welcher ihr auch nach dem Tode des Mannes als freies Eigenthum verbleibt.<sup>18</sup> Die Witwe, sowie auch die hinterbliebene Braut eines Verstorbenen zählt als Tochter zur Familie des Gatten oder Bräutigams. In letzterem Falle sorgt das Familienhaupt für die Verheirathung der gewesenen Braut;<sup>19</sup> im ersteren Falle wird eine Wiederverheirathung nicht ohne Zustimmung des Familienhauptes eingegangen. Ein Witwer dagegen ist ganz frei, nach eigener Wahl und Neigung zu heirathen. Scheidungen werden vom Gesetze nicht leicht gestattet, nur unter gewissen, genau vorgesehenen Umständen; die Sitte bringt es mit sich, daß sie sehr selten vorkommen.<sup>20</sup>

Jedenfalls wäre das weibliche Individuum durch seine unter allen Umständen stattfindende „Versorgung“ reichlich entschädigt für seine Ausschließung vom Erbrechte, selbst wenn es

nicht noch anderer Vortheile theilhaft würde, welche den abendländischen Schwestern entgehen.

Ist eine alleinstehende Familie durch einen Unglücksfall gänzlich verarmt und um die Möglichkeit gebracht, ihre zahlreiche Kinderschar aufzuziehen, so kann sie sich damit helfen, daß sie die kleinen Töchter an reiche Familien „verkauft“ — wie man das Uebereinkommen hämisch bezeichnet hat —, welche dadurch die Verpflichtung übernehmen, die jungen Dinger gleich Verwandten zu erziehen, seinerzeit mit einer Aussteuer zu versehen und zu verheirathen, freilich gegen die Berechtigung, bis zum Eintritt des heirathsfähigen Alters die Arbeitskraft der Aufzöglinge im Hause zu benutzen.<sup>21</sup> Ist ein junges unverheirathetes Mädchen durch irgend welche Wechselfälle in die seltene Lage gerathen, allein und hilflos dazustehen, so geht es keiner schlimmen Zukunft entgegen, indem es sich in einem wohlhabenden Hause als Magd verdingt; denn die Landesfittte bringt es mit sich, einer Magd nicht anders zu begegnen, als einer Verwandten und den Töchtern des Hauses.<sup>22</sup> Nach europäischen Begriffen ist das ein Ding der Unmöglichkeit, die Magd den gnädigen Fräuleins gleichzustellen! Die Sache ist, daß es nach den Beobachtungen europäischer Augenzeugen in China gnädige Fräuleins, die ihren Tag mit Nichtsthun oder ähnlichem verbringen, überhaupt gar nicht giebt; vielmehr wird dort selbst in reichen Häusern streng darauf gesehen, daß die Töchter mit häuslichen Verrichtungen vollauf beschäftigt seien.<sup>23</sup>

Dadurch wird es aber nicht ausgeschlossen, daß chinesische Damen sich auch der Kunst und Wissenschaft und praktischen Berufen hingeben. Jederzeit hat es in China Malerinnen und Dichterinnen gegeben, deren Ruf über das ganze unermessliche Reich verbreitet war.<sup>24</sup> Moralphilosophische Schriften von bleibendem Werthe sind von chinesischen Frauen verfaßt worden.<sup>25</sup> Ein Theil des berühmten, die Geschichte der großen Han-Dynastie

behandelnden Werkes ist von einer Frau, der gefeierten „Dame Tsao“, geschrieben worden, nachdem es von ihrem verstorbenen Bruder, dem Historiographen Pan-ku, unvollendet hinterlassen worden war.<sup>26</sup> Ja, nicht selten sind Frauen sogar Mitglieder der Han-lin-Akademie gewesen, der vornehmsten gelehrten Körperschaft Chinas, welche, als wichtigster Theil der Gesetzgebung, gewissermaßen die Funktion einer Volksvertretung ausübt.<sup>27</sup> Alle solche Erscheinungen können in China weder ganz selten, noch auffällig sein, denn ihnen folgt keineswegs, wie einem Blaustrumpfe oder den précieuxes ridicules, der Fluch der Lächerlichkeit nach.

Weibliche Aerzte sind in China seit Alters ebenso gewöhnliche wie beliebte Erscheinungen;<sup>28</sup> wie weit sie sich in Europa Bahn brechen werden, steht noch dahin. Schwerlich aber wird es in Europa jemals gut besoldete weibliche Polizisten geben, wie sie in China recht häufig vorkommen. Es sind das Witwen reiferen Alters, die mit Genehmigung der Familie des verstorbenen Gemahls diesem Berufe sich widmeten.<sup>29</sup>

Ein anderes geachtetes Frauengewerbe Chinas ist nicht nur ohne Analogie in Europa, sondern es ist gänzlich undenkbar, daß es in Europa sich einbürgern könnte, aus dem einfachen Grunde, weil in Europa die Stellung der Frau nicht so gesichert und unbedingt geachtet ist wie in China. Ein vorzüglicher Kenner Chinas — und dazu ein Franzose — sagt: „Der Frau wird in China nicht geschmeichelt wie in Frankreich; ein romantischer Frauencult, wie er in Europa aus mittelalterlichen Vorstellungen sich herleitet, wird in China freilich nicht getrieben, aber mit unvergleichlich mehr wirklicher Achtung als in Europa wird der Frau in China begegnet. Es ist gänzlich wider den Brauch, zu einer Frau in so grobem Tone zu reden, wie man es im Abendlande nicht selten erlebt u. s. w.“<sup>30</sup> Das in China weit verbreitete, in Europa unmögliche, Gewerbe wird betrieben

von feingebildeten Damen, die man Virtuosinnen der heiteren Lebenskunst nennen könnte; durch ihre gesellschaftlichen Talente: geistreiche und witzige Unterhaltung, Musikvorträge u. s. w., verschönern sie die Mußestunden reicher und vornehmer Männer, welche sie in ihren „Salons“ zu bestellten Gastmählern empfangen, oder aber sie beleben und zieren häusliche Familienfeste, zu denen sie, etwa wie im Abendlande dramatische Künstler, eingeladen werden. Daß sie zu letzteren, zu den Familienkreisen, hinzugezogen werden und an ihnen wie die Verwandten des Hauses theilnehmen, beweist, daß auf diesem Gewerbe der „Musikdamen“ durchaus kein Makel ruht.<sup>31</sup>

Schon das Vorstehende könnte genügen zur vergleichenden Beurtheilung der Stellung, welche der Frau in China und in unserem Abendlande gewährt ist. Hier, bei uns, ist ihre Freiheit insofern eine größere, als sie nicht auf die Enge des Hauses beschränkt ist, freien Umgang mit der Männerwelt pflegen und ihrer Eitelkeit fröhnen darf auf Badereisen, im Konzertsaale und Schauspielhause und im Vereinslokale, was alles der chinesischen Schwester durch die Sitte versagt ist. Dagegen erfreut sich die Frau in China in der Gesellschaft einer würdigeren und hinsichtlich der Existenzfrage einer außerordentlich viel gesicherteren Stellung.<sup>32</sup> Die für die Frauen Europas erst neuerdings angestrebte Möglichkeit, auch auf den Gebieten geistigen Wirkens und Schaffens zur Geltung zu gelangen, hat den Frauen Chinas schon seit Jahrtausenden offen gestanden. Damit aber sind hinsichtlich der Stellung der Frau die antipodischen Gegensätze noch nicht erschöpft. Auch der „gleichen Menschenrechte“, um deren Erlangung für die Frau im Abendlande noch gekämpft wird, erfreut sich die Frau in China schon längst in weitem Umfange.

Im Abendlande gelangt das Weib, sei es auch Mutter und Großmutter geworden, nie zur vollständigen Großjährigkeit; es bleibt zeitlebens in vielen Beziehungen minorenn. Keinerlei

Rechtsgeschäft kann eine Frau im Abendlande selbständig abschließen; immer bedarf sie dazu einer männlichen Assistenz, sei es ihres Vormundes oder Gemahls, oder eines erwählten Rathsfreundes. Die chinesische Frau dagegen ist in ihrer Dispositionsfähigkeit ebenso frei wie der Mann. Die wichtigsten und umfangreichsten Geschäfte kann sie mit voller Rechtskraft abschließen, ohne dazu im mindesten einer männlichen Assistenz zu bedürfen.<sup>33</sup> Daher auch geschieht es sehr häufig, daß Staatsbeamte, deren Zeit mit einer in Europa unfaßbaren Ausschließlichkeit von den dienstlichen Obliegenheiten in Anspruch genommen wird, die Verwaltung ihres Vermögens und ihrer „Ersparnisse“ ganz den Händen ihrer Gattinnen anvertrauen, welche sich dann auch durch passende und gewinnbringende Anlage der Kapitalien in Pfandhäusern, Ladengeschäften, Restaurants u. s. w. als treffliche Vermögensverwalter bewähren.<sup>34</sup>

Endlich ist noch zu erwähnen, daß in China die Mutter wohlherzogener Kinder nicht auf die Freuden und Genugthuungen beschränkt ist, welche von ihnen auch einer abendländischen Mutter bereitet werden; sehr viel höherer Lohn wird oft den Mutterforgen in China zu theil. Den Anschauungen unserer geistigen Antipoden gemäß gehen die Auszeichnungen und Vorrechte eines verdienten Mannes nicht, wie im Abendlande auf seine, vielleicht ganz nichtsnutzigen, jedenfalls aber daran ganz unbetheiligten Kinder über; nicht erben z. B. in China die Kinder den Adelsrang, welcher dem Vater verliehen wurde, sondern, im Gegentheile, der Auszeichnungen und Vorrechte des Sohnes werden seine Eltern theilhaft, welche ihn erzogen und zu dem Manne gemacht haben, der er geworden ist.<sup>35</sup> So geschieht es z. B. sozusagen täglich, daß eine einfache Bauersfrau, deren Sohn als Erster aus dem Han-lin-Examen hervorging, mit einem Schlage Vicekönigsrang erhielt und Schwiegersohn des Kaisers wurde, daß sie plötzlich zur Frau Wirklichen Geheimrath erster Klasse



mit dem Prädikat Excellenz erhoben und dadurch vornehmer wird, als der Generalgouverneur der Provinz; und da mit solchen Ehrenvorrechten auch manche materielle Vortheile verbunden zu sein pflegen, so ist aus dem Erziehungsgeschäfte nicht nur die Herzensbefriedigung einer glücklichen Mutter, sondern außerdem noch ganz beträchtlicher „Nutzen“ erwachsen. Und dabei soll man nicht glauben, daß eine zur Frau Geheimrath Excellenz erhobene Bauersfrau die lächerliche Figur einer abendländischen, zur Wirklichen Geheimen Kommerzienrätthin gewordenen Krämerin spiele; da in China die Umgangsformen aller Gesellschaftsschichten sich dermaßen gleichen, daß in dieser Beziehung ein Bauer von einem Großwürdenträger nicht zu unterscheiden ist, so ist die geadelte Mutter keineswegs der Gefahr, daß man sie nicht für ebenbürtig ansehen werde, ausgesetzt.

Dieser Abschweifung über die Stellung der Frau in China, wozu noch eine Ergänzung über die „Nebenfrauen“ gebracht werden wird, ist so viel Raum gegönnt worden, weil unter den sozialen Schäden des Abendlandes die „Frauenfrage“ vielleicht die meiste Beachtung verdient. Viel ernster, als sie sich in den Deklamationen der begeisterten Prophetinnen der Frauenemanzipation und in den wüsten Ausbrüchen der Sozialdemokratie darstellt, ist sie so eng verflochten mit dem ganzen moralischen Habitus der abendländischen Gesellschaft, daß an ihre selbständige Lösung gar nicht gedacht werden kann. Es sollte hier die Gelegenheit, an dieses bedrohliche Symptom unserer gesellschaftlichen Zustände zu erinnern, nicht unbenutzt gelassen werden. „Unsere maßgebenden Kreise werden sich nicht länger der Erkenntniß verschließen können, daß die Frauenarbeit in ihrer jetzigen Gestalt Raubbau an der Lebenskraft der Gesamtheit ist. Denn im Weib erhält sich die Rasse; des Weibes Körper und Geist bewahrt am treuesten den Typus eines Volksstammes,

und im Weibe von heute sieht man nicht nur die Sünden der Vergangenheit gerächt; in ihm spiegelt sich auch die Zukunft des Volkes . . .“<sup>36</sup>

Hinsichtlich der Verfassung der chinesischen Familie, zu der wir nun zurückkehren, ist noch, im Anschlusse an das Vorangegangene, eines anderen grellen Kontrastes zu erwähnen, welcher unser Abendland von seinen geistigen Antipoden scharf unterscheidet. Die Erwägungen, welche einer Verlobung zu Grunde gelegen haben, und das Verhältniß zwischen Ehemann und Gattin, alles das erhält im Abendlande und in China wesentlich verschiedene Färbung und Richtung durch den Umstand, daß in China, zufolge der Ausschließung der weiblichen Familienglieder vom Erbrechte, es „Geldheirathen“ nie gegeben hat und nicht geben kann.<sup>37</sup> Ueber die kaum absehbare Tragweite dieses Umstandes und über die tief einschneidende Wirkung, die es nicht nur auf die Familienverhältnisse, sondern auch auf das ganze Gefüge der Gesellschaft ausüben muß, ließen sich ganze Bücher schreiben. Hier mag nur auf den veredelnden, bezw. verderblichen Einfluß hingewiesen werden, welchen die eine oder die andere Gesetzgebung auf das weibliche Gemüth nothwendig ausüben muß. Ein hochgebildeter, mit den abendländischen Verhältnissen wohlbekannter Chinese sagt darüber: „In China sei eine Beziehung zwischen den Begriffen ‚Weib‘ und ‚Geld‘ ganz undenkbar. In der Geldheirath liege die fürchterlichste Beleidigung, die man einem Weibe zufügen könnte. Aber die abendländischen Frauen empfinden den Schimpf gar nicht; indem sie sich ankaufen ließen, besäßen sie oft sogar den Muth, sich zu verkaufen.“<sup>38</sup>

Auch in Hinsicht auf die Kindererzeugung und Kindererziehung stehen sich die abendländische und die chinesische Familie sozusagen in diametralem Gegensatze gegenüber; der Abstand zwischen beiden wird täglich größer. Das Zweifindersystem ist

längst nicht mehr eine Spezialität Frankreichs; auch in gewissen Gesellschaftsschichten anderer Gebiete des Abendlandes ist es zur Regel geworden; Kinderreichthum gilt hier als etwas Plebejisches; und auch von den niederen Volksklassen wird, bei der zunehmenden Knappheit der Erwerbs- und Nahrungsverhältnisse, das vormalig ernsthaft gemeinte Wort „Kindersegen“ kaum mehr anders als in bitter ironischem Sinne gebraucht. Die verschiedenen Systeme der Zeugungsverhinderung, welche in Frankreich schon vor Decennien sehr allgemein in Gebrauch waren, im übrigen Abendlande erst von den oberen Gesellschaftskreisen angewendet werden, haben schon vom „Gebärstricke“ reden lassen. Daß die Tendenz, sich von den Unbequemlichkeiten der häuslichen Kindererziehung zu befreien, eine immer allgemeinere wird, ist schon erwähnt worden. Zu betonen ist hier noch, daß die häusliche Kindererziehung, wo im Abendlande davon noch ernstlich geredet werden kann, kaum jemals nach bewußten Prinzipien ausgeübt wird. Zumeist findet man entweder in Verzärtelung des Körpers und des Geistes sich äußernde Affenliebe, oder jenes bequeme „in Freiheit Dressiren“, welches die Entwicklung allen Zufälligkeiten anheimgibt und häufig Zügellosigkeit erzeugt; wo es hochkommt, wird für Gesundheit des Körpers und der Seele gesorgt. Zu den allergrößten Seltenheiten mag es gehören, daß schon in zartem, bildungsfähigem Alter in planmäßiger Weise Charakterausbildung angestrebt wird.

Von alledem findet sich in China das strikte Gegentheil. In allen Gesellschaftskreisen, in den vornehmsten wie in den niedrigsten, ist die Familie durch Kinderreichthum erfreut und geehrt. Die Kindererziehung ist hier ganz ausschließlich eine häusliche. Es giebt hier überhaupt keinerlei Pensionate. Dank einer durch Jahrhunderte und Jahrtausende fest eingepprägten und durch ein streng eingehaltenes Ceremoniell geschützten Sitte befolgt die Kindererziehung überall, bei Hoch und bei Niedrig,

dieselben erprobten Prinzipien, deren oberste Pietät und Selbständigkeit lauten. Von frühester Jugend an wird Pietät zur zweiten Natur gemacht: freudigen Gehorsam und liebevolle Ehrfurcht Vater und Mutter und älteren Brüdern zu erzeigen, bejahrteren Personen mit Achtung zu begegnen, auch dem Zugthiere, dem Gefährten bei der Arbeit, die Pflege und dem Acker die Sorgfalt zu widmen, welche sie beanspruchen dürfen und ohne welche sie ihre Hülfe nicht gewähren und ihre Gaben nicht darbringen können. Aber Achtung wird auch dem Kinde selbst von früher Jugend an erwiesen, und darin liegt das Mittel, jene Selbständigkeit zu erzielen, welche schon bei den jugendfrohen Kindern der Chinesen zu finden, den Europäer staunen macht. Es wäre ein Mangel an Achtung, die man dem Kinde schuldet, wenn man es in irgend einer Weise täuschte; wenn man ihm die Phantasie mit Dingen anfüllte, an deren Wirklichkeit man selbst nicht glaubt. Ein Mangel an Achtung wäre es, wenn man dem Kinde die Wahrheit verhüllte, die es schon zu erfassen vermag. Die Chinesen haben nicht gemeint, daß die Unschuld am wirksamsten durch paradiesische Unwissenheit bewahrt und geschützt werde. Und ein Mangel an Achtung wäre es, wenn man des Kindes Thun jedesmal durch Vorschrift und Befehl lenkte, wann es schon im stande ist, sein Handeln nach eigener Ueberlegung zu regeln. Mit Absicht wird bei den Kindern die Aeußerung der Selbständigkeit befördert. Ist erst Selbständigkeit erlangt, so folgen daraus — nach Meinung der Chinesen — ganz von selbst Menschlichkeit und Gerechtigkeit, Beobachtung des Herkommens und der vorgeschriebenen Riten, Geradheit und Aufrichtigkeit.<sup>39</sup> Welche Wichtigkeit in China der Kindererziehung beigelegt wird, ist aus einer landläufigen Maxime ersichtlich: „Der Mensch ist zu allem Bösen geneigt; strebt nach seinem eigenen Vortheil; ist zu Neid und Haß geneigt, ergiebt sich der Weichlichkeit und Wollust. Wenn man aber einen

krummen Baum zurechtbiegt und richtet, so wird er gerade; und wenn man ein stumpfes Werkzeug am Wehstein schleift, so wird es scharf. Die Menschen bessern sich unter dem Einfluß der Erziehung und der Geseze.“<sup>40</sup>

Welche Bewandtniß aber hat es, nach chinesischer Meinung, mit der „Menschlichkeit“, welche durch die Erziehung eingeprägt werden soll? Ist damit etwas gemeint, wie die wortreiche und unklare, nie weniger als Millionen umschlingende „Humanität“, welche das vorige Jahrhundert erfand und auf das unsrige übertrug? oder ist es der heutige Nachklang davon, die tiefsinnig verschwommene, zum Umsturz gravitirende Empfindsamkeit der „ethischen Bewegung“? Oder ist es der Inbegriff der „Menschenrechte“, des „menschwürdigen Daseins“ und aller der übrigen leeren Schlagworte, die dort im Munde geführt werden, wo man nur des Einen sich klar bewußt ist: daß man nichts über sich dulden mag und am liebsten alles Bestehende zerträte? — Keiner von diesen oder einer ähnlichen abendländischen Regung ist der Chineser zugänglich; er ist zu nüchtern, und (in sozusagen liberaler Wahrung seiner Selbständigkeit) zu konservativ für dergleichen. Worin nach seiner Auffassung die „Menschlichkeit“ bestehen soll, geht aus zwei typischen Zügen seines Familienlebens deutlich hervor —: aus gewissen Handlungen des Ahnendienstes einerseits und der Beerdigungsfeierlichkeiten andererseits.

Bei Gelegenheit der allmonatlich zwei- oder doch mindestens einmal beangenen Festlichkeiten des Ahnendienstes wird zuerst das, dem katholischen Messopfer sehr ähnliche Rituale vollzogen, bei welchem u. a. der Hausvater, nun im Namen des verehrten Vorfahrs redend, den Anwesenden die seinem Andenken gewidmeten Opfergaben zurückreicht: sie mögen sich ihrer erfreuen und dabei des Alterthums gedenken, dem sie alles verdanken. Nach Einnahme des gemeinsamen Erinne-

rungsmahles, bevor der Familienrath sich als Standesamt, als Versorgungsanstalt für kranke und hilfbedürftige Verwandte und als Justizbehörde konstituiert, wird aus dem, oft auf Jahrhunderte zurückreichenden Familienarchive die Lebensgeschichte eines der Vorfahren verlesen, mit daran geknüpften belehrenden und ermahnenden Nutzenwendungen. Das nächste Mal wird ein anderer der Voreltern zum Gegenstande der Mittheilungen und Betrachtungen gemacht, und so fort, bis der Cyklus des Archivs erschöpft ist, worauf der Turnus von neuem beginnt.<sup>41</sup> Daher kommt es, daß jeder Chinese die Geschichte seiner Familie, die er oft bis in frühe Vorzeit zurück zu verfolgen vermag, sozusagen auswendig kennt; — daß in ihm das früh geweckte dankbare Bewußtsein seines Zusammenhanges mit dem Alterthume stets wach erhalten wird; und daß ihm unter den Aufgaben des Lebens die lebendige Erhaltung der Ueberlieferungen des Alterthums als heiligste obenan steht.

Die andere Bedeutung aber des Lebens: einer glücklichen Zukunft die Wege zu bereiten, für die späteren Geschlechter Vorsorge zu treffen, — diese Bedeutung des Daseins wird täglich als eine selbstverständliche anerkannt in der üblichen Bezeichnung der Kindheit als des „zukünftigen Alterthums“ —: unsere Aufgabe sei es, dahin zu wirken, daß in ferner Zukunft auch unserer Kinder und Enkel als verdienter Vorfahren dankbar gedacht werden möge; — und diese Bedeutung des Lebens wird bei der Beerdigung des Hausvaters besonders feierlich in Erinnerung gebracht. Hier wird der Abgeschiedene als gegenwärtig vorgestellt in der Person seines jüngsten Enkels, der ihn repräsentirt: an das Kind, an den Vertreter zugleich des vergangenen und des „zukünftigen Alterthums“ wendet sich die an den Verstorbenen gerichtete Anrede: „... Du bist zur Seligkeit eingegangen, und wir, deine Verwandten, hoffen dich nachträglich zu ehren, indem wir selber

mit Hülfe deines günstigen Einflusses auf Erden segensreich gedeihen.“<sup>42</sup> — So wird der Ausdruck des Dankes zugleich zum Bekenntniß der Pflicht. —

Demnach bezeichnet, nach chinesischer Auffassung, der Begriff „Menschlichkeit“ sowohl einerseits die Aussage: daß die „Bestimmung“ der Menschheit darin bestehe, eine zu friedlichem Dasein festgefügte solidarische Einheit nach dem Vorbilde der Familie zu bilden, — als auch andererseits die Anerkennung der sittlichen Aufgabe eines Jeden, durch Uebertragen des vergangenen Alterthums auf das zukünftige mitzuarbeiten an der Erfüllung der „Bestimmung“, d. h. an Erhaltung, Festigung und Vervollständigung dieser solidarischen Einheitlichkeit. —

Wir können nun, am Schlusse der Gegenüberstellung der Kontraste, welche uns die abendländische und die chinesische Familie darbieten, angelangt, noch schließlich die Frage aufwerfen, was bei uns und was bei unseren geistigen Antipoden mit der Gründung eines Hausstandes, einer Familie, bezweckt wird? und auch hierauf muß die Antwort sehr anders für hier und für dort lauten.

In der Christenheit wird eine Verpflichtung zur Eingehung der Ehe nicht anerkannt; es wird vielmehr gelehrt, daß der ledige Stand geeigneter sei der Lebensaufgabe: d. h. der Vorbereitung für das Jenseit, zu dienen. Das Eheleben wird Denen, welche aus wirthschaftlichen Gründen oder aus persönlichem Bedürfnisse das Alleinsein nicht zu ertragen vermögen, als ein Nothbehelf gestattet, und auch nur dann, wenn die Kirche durch Spendung ihres Segens es entschündigt und geheiligt hat. — Die Ehelosigkeit trifft daher kein Makel — im Gegentheile: für die Eheschließung bedarf es einer entschuldigenden Erklärung.<sup>43</sup> Im Einklange damit läßt sich aus den Grundanschauungen des Abendlandes heraus ein sittlicher, die Menschheit betreffender Zweck für das Familienleben schlechterdings nicht entwickeln; es

hat lediglich dem Individuum, seinen wirthschaftlichen Aufgaben oder seinem persönlichen Behagen zu dienen. — Das genaue Gegentheil findet sich in denjenigen Anschauungen unserer geistigen Antipoden, welche von ihnen für klassisch erklärt werden. In China gilt die Eheschließung als die allererste Pflicht eines Jeden, weil ohne sie die Erfüllung der Lebensaufgabe des gegenwärtigen Geschlechtes: als Brücke vom vergangenen Alterthume zum künftigen zu dienen, nicht ermöglicht werden könnte. Aus dieser Auffassung der Ehe und der Familie geht mit Folgerichtigkeit das Institut der „Nebenfrauen“ hervor, wonach eine unfruchtbar gebliebene Gattin, wenn ihr Gemahl das vierzigste Lebensjahr erreichte, ihm eine Nebenfrau zuzuführen hat, damit diese ihm einen Sohn gebäre, und es an einer Hinüberleitung vom vergangenen zum zukünftigen Alterthume nicht gebreche. Die von der Nebenfrau geborenen Kinder gelten durchaus als Kinder der legitimen Gattin und werden von dieser als ihre eigenen erzogen.<sup>44</sup> Dieses — übrigens relativ selten vorkommende,<sup>45</sup> oft durch Adoption entbehrlich gemachte — Verhältniß können zelotische Verfechter des Chinesenthums nicht energisch und laut genug als abscheuliche Polygamie brandmarken, während doch dieselben Eiferer es gar nicht anstößig finden, daß in viel weniger motivirter Weise Sarah ihrem Abraham die Hagar zuführte, und sie das abendländische, die Häuslichkeit und die Kindererziehung vergiftende Mätressenwesen meist stillschweigend und nachsichtig mit dem gebotenen Mantel der Liebe zudecken.

In der Christenheit, und überhaupt für den „Jenseiter“, ist die Familie keine nothwendige, ist sie eine nur zufällige, nur bedingungsweise geduldete Erscheinung von — wie wir sahen — entsprechend geringer immanenter Beständigkeit. — In China dagegen, dem „Diesseiter“, gilt sie als natürliches und nothwendiges Element der Menschheit: sie gilt ihm als



das sein Dasein beständig selbstthätig erneuernde, ohne Aufhören von der Vergangenheit lernende und die Zukunft belehrende Dauerindividuum,<sup>46</sup> und als solches zugleich als Vorbild für die dauernde Einheitlichkeit des Staates,<sup>47</sup> in dem die höchste Verwirklichung der „Menschlichkeit“ zu erblicken sei. — Hierin liegt zugleich in tiefstem Grunde die Erklärung einerseits für die beispiellose, gelegentlich wohl erschütterte, aber immer wieder selbstthätig hergestellte Stabilität des Staates dort und für die Unwandelbarkeit der dortigen Staatsmaxime; sowie andererseits für das verhältnißmäßig Ephemere der abendländischen staatlichen Gebilde und für das Willkürliche ihres unfruchtbaren Experimentirens mit diversen Staatsmaximen.

Wie wenig die also aufgefaßte, im Mittelpunkte der chinesischen Lebensauffassung stehende „Menschlichkeit“ ein willkürliches Phantasiegebilde ist; — wie sie nicht aus einer zufällig gewählten Abstraktion sich herleitet, sondern recht eigentlich die Realität des Lebens selbst darstellt, indem sie die, allen Lebenserscheinungen gemeinsamen und wesentlichsten Merkmale in sich vereinigt, ergiebt sich daraus, daß nach chinesischer Auffassung der Staat, die oberste Verwirklichung der „Menschlichkeit“, nicht zu allererst zu trachten hat nach der im Abendlande vor allem angestrebten, möglichst konsequenten und daher einseitigen Durchführung des zufällig gewählten Staatsprinzipes — also z. B. ein möglichst rein despotischer zu sein, wie Rußland, oder ein möglichst rein demokratischer, wie Frankreich u. s. w. —, sondern nach chinesischer Auffassung hat der Staat wie jeder lebende Organismus die vom Leben selbst mitgebrachten Gegensätze und Interessenwidersprüche zu ertragen und durch das Mittel der Kompromisse ihre fortlaufende Ausgleichung beständig herbeizuführen und zu sichern. Wie jedem gefunden Leben, so soll, nach chinesischer Auffassung, auch demjenigen des Staates das Vermögen innewohnen, jede zwischen

seinen Theilen stattgehabte Störung des Gleichgewichts zu beseitigen.<sup>48</sup> Auch das Staatsleben soll ein beständiges Schwanken um die Gleichgewichtslage darstellen; je unmerklicher diese Schwankungen sind, um so normaler verläuft der Lebensprozeß, um so gefestigter erscheint der Gesundheitszustand. — Hierin liegt die einzig mögliche befriedigende Erklärung für die anscheinend widerspruchsvollen, der abendländischen Konsequenzmacherei unlöslich scheinenden Räthsel des chinesischen Lebens, wonach z. B. der Sohn dem Vater freilich pietätvollen Gehorsam schuldet, zugleich aber verpflichtet ist, den Vater nachdrücklich zu tadeln und zu warnen, wenn er ihn auf falschen Wegen antrifft,<sup>49</sup> — und wonach, dementsprechend, der „Sohn des Himmels“ über unbedingte despotische Machtvollkommenheit verfügen darf und nicht selten in kritischen Momenten darüber energisch verfügt hat, jeder Chinese aber, sobald der Kaiser dem zum Gesetze gewordenen altehrwürdigen Herkommen zuwiderhandelt, nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet ist, gegen ihn zu rebelliren und seine Entthronung anzustreben,<sup>50</sup> wie es schon einundzwanzig Male mit Erfolg geschehen ist. Dank dem, durch weise Veranstaltungen gewährleisteten Zusammenwirken der anscheinend gegensätzlichen Interessen sind im Reiche der Mitte während bald fünfzehntausend Jahren Ruhe und Frieden nur verhältnißmäßig selten gestört worden, und hat das Reich mit imposanter Stetigkeit seine Entwicklung vollzogen und in hohem Grade die Fähigkeit bewahrt, unter Festhalten an seinen bewährten Staatsmaximen neuen Verhältnissen sich anzupassen.

Diese zuletzt hingestellte Behauptung widerspricht so entschieden der zufolge Mißverständnissen und Verleumdungen entstandenen landläufigen Vorstellung, als sei die chinesische Welt erstarrt, versteinert, gänzlich entwicklungsunfähig, und daher bestimmt, — falls sie sich nicht anderweitig „organisire“ — unter dem Einflusse der angeblich weit lebensfähigeren abendländischen

Civilisation zertrümmert zu werden, — eine irrige Vorstellung, welche nicht nur die Glaubwürdigkeit der hier in Kürze versuchten Schilderung der chinesischen Familienverhältnisse beeinträchtigt, sondern auch dem Erfassen des ganzen Ernstes der „gelben Gefahr“ im Wege steht, — — so daß es wohl angezeigt erscheint, zunächst der Natur und Herkunft all' dieser Mißverständnisse und Verleumdungen einige Worte zu widmen; sodann eine kurze Charakteristik des wirklichen Chinesenthums, wie es thatsächlich besteht, zu geben, — und endlich darzulegen, worin das schrecklich Bedrohliche der „gelben Gefahr“ zu erblicken ist.

Vor allem mag das thatsächliche Bestehen nicht nur der abendländischen Unkenntniß hinsichtlich chinesischer Dinge, — sondern auch ihrer im Abendlande allgemeinen Verkennung, ja Verfeinerung an der Hand gewichtiger Zeugnisse festgestellt werden. — Das abendländische Publikum pflege nach Erweiterung und Vertiefung seiner Kenntnisse über China kein Verlangen zu tragen, da ihm doch davon in genügendem Maße das Bemerkenswertheste bekannt sei, nämlich der „Zopf“ und die „chinesische Mauer“; — welche beiden Dinge man aber keineswegs kenne, sondern vollkommen mißverstehe; denn der Zopf sei überhaupt nichts Chinesisches und werde unfehlbar zusammen mit der Mandschu-Dynastie verschwinden; und das Riesenwerk der großen Mauer habe niemals der Abschließung der chinesischen Welt dienen sollen.<sup>51</sup> — China sei im Abendlande kaum „an seinen Rändern“ bekannt.<sup>52</sup> — Der Einblick des Abendlandes in das Leben und Treiben der Chinesen sei zumeist nur ein sehr oberflächlicher; „denn selbst die alten Residenten in den größeren der geöffneten Häfen wußten wenig mehr von der Bevölkerung des Landes, als sie zufällig auf der Straße sähen,“<sup>53</sup> — wohin, wie noch gezeigt werden wird, der Abschaum des ganzen unermesslichen

Reiches sich zusammendrängt. — „Als wenig oder gar nicht Bekanntes habe China sehr verkehrte Begriffe hervorgerufen und zu zahllosen falschen Legenden Anlaß gegeben . . . Die ungeheuren . . . von einer eigenartigen Kultur beherrschten . . . Menschenmassen Chinas böten eine merkwürdige Erscheinung dar, deren politische, wirthschaftliche und ethnographische Bedeutung nur von ungebührlichem Dünkel oder von der bodenlosesten Unwissenheit geleugnet werden können.“<sup>54</sup> — „Zur Steuer der Wahrheit müsse doch gesagt werden, . . . daß die meisten Reisenden das Bild, das sie von Shanghai entwerfen, mit absichtlich übertriebenen Scheußlichkeiten ausschmücken.“<sup>55</sup> Und Shanghai genießt keineswegs das Privileg, mit „absichtlich“ übertriebenen Scheußlichkeiten ausgeschmückt zu werden! Für ganz China gilt Georg von der Gabelenz' Wort: unter allen Kulturländern der Welt sei es das bestverleumdete.

Woher aber genießt unter allen Kulturländern gerade China den Vorzug, nicht nur ungekannt, mißverstanden und verkannt zu sein, sondern sogar verleumdet zu werden? Kann dasselbe doch z. B. vom alten Kulturlande Aegypten durchaus nicht gesagt werden! Vielleicht gewährt darüber die Thatsache, daß die Kenntniß von China bei uns vor einem Jahrhunderte, nach der Gesandtschaftsreise des Lord Macartney,<sup>56</sup> eine wohl noch lückenhafte, aber doch viel zutreffendere als heute war, einen vorläufigen Aufschluß . . . eine Ahnung von den Momenten, welche inzwischen das Bild verdunkelt und verzerrt haben. . . .

Reisen zur gründlichen Erforschung Chinas, nicht nur seines geologischen Aufbaues, seiner Mineralschätze, seiner Flora und Fauna, sondern auch seiner Bewohner, ihres geistigen Wesens, ihres staatlichen, gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Lebens, — solche Reisen wohlvorbereiteter Forscher sind nach China im ganzen erst wenige unternommen worden; und es bedarf geraumer Zeit, bevor ins Publikum von zweiter und dritter

Hand aus ihren, demselben fast unzugänglichen Berichten etwas herabgelangt; für wen wäre z. B. das monumentale Werk des Freiherrn Ferdinand von Richthofen ein geeignetes „Lesebuch“? Und von den verhältnißmäßig wenigen Personen, welche hinlänglich lange Zeit hindurch zu anderen Zwecken das Reich der Mitte bewohnt und seine sehr verschiedenartigen Theile gut kennen gelernt haben,<sup>57</sup> sind nur wenige geneigt (oder auch nur befähigt) „zur Feder zu greifen;“ und unter diesen Wenigen sind nicht alle frei von Vorurtheilen und gefärbten Brillen, welche das Entstehen von Mißverständnissen unvermeidlich machen. Dazu aber kommt noch Folgendes:

Ein China nur flüchtig berührender Feuilletonist kann nicht plötzlich alles Verständniß für die so sehr eigenartigen Verhältnisse gewinnen, deren eingehende Erläuterung ja auch seinem Leserpöbel viel zu langweilig wäre, — und er vermag ihm fast nur entsetzliche Mißverständnisse aufzutischen, zu denen die berührten großen Handelsplätze der Küste um so schönere Gelegenheit bieten, als sie in mehr als einer Hinsicht ganz ungeeignet sind, vom Innern des Reiches und vom Leben seiner Bewohner eine Vorstellung zu gewähren. Hierher drängt sich nämlich die verhältnißmäßig geringe, im ganzen aber doch bedeutende Zahl der schwersten Verbrecher des Fünfhundertmillionenreiches zusammen, deren Bestrafung die Kompetenz der Familienjustiz überschritten hätte; — denen, damit der Name der Familie nicht durch ein Kriminalurtheil geschändet werde, die Wahl zwischen freiwilliger Entleibung oder Exil gelassen wurde, und die nun, ohne den moralischen Muth zur Selbstvollziehung der Strafe und meist mittellos als ein Proletariat der schlimmsten Sorte die großen Hafenstädte verpesten und hier, die Gelegenheit zur Auswanderung abwartend, inzwischen Excesse aller Art verüben. Daher sind hier Hinrichtungen, von welchen also nur Recidivisten betroffen werden, ziemlich häufig, während sie im

Reichsinnern zu den größten Seltenheiten gehören. (In der Provinz Tscheli, welche außer der Residenzstadt Peking fünfundzwanzig Millionen Bewohner zählt, hat es in den Jahren 1866 und 1867 nur zwölf Hinrichtungen gegeben, wiewohl auf die dritte Diebstahlrecidive Todesstrafe steht; in der fast zwei Millionen Einwohner zählenden Handelsstadt Hankau hat es im Verlaufe von vierunddreißig Jahren nur einen einzigen Fall von Mord gegeben;<sup>58</sup> — kein Land der Welt bietet so große Sicherheit für Leben und Eigenthum, wie China.<sup>59</sup>) Und nach diesen Küstenstädten, in denen sich der Auswurf des ganzen unermesslichen Reiches sammelt,<sup>60</sup> wird dann das gesamte Chinesenthum durch Feuilletonisten und Missionare, welchen das Reich der Mitte „nur an seinen Rändern“ bekannt wurde, nicht nur kompetent und objektiv beurtheilt, sondern noch dazu, unter „Aus schmückung mit absichtlich übertriebenen Scheußlichkeiten“, von Rechtswegen verurtheilt!

Wozu aber das „absichtliche Uebertreiben“, wozu die Verleumdungen? Wer macht sich ein Geschäft daraus? — Wir werden sehen, daß auch hier die Antwort lautet: cui prodest — wer daraus Vortheil zu ziehen meint. — Vorher aber mag noch bemerkt werden, daß neuerdings allen den Mißverständnissen und Verleumdungen ganz gewaltig Vorschub geleistet und Glaubwürdigkeit verliehen worden ist durch — die wohlfeilen japanischen Siege, die nicht etwa über den chinesischen Soldaten erfochten worden sind, sondern lediglich über das verkommene Diebsgejindel der Militärmandarine und namentlich der mandchurischen Generale. Der Chinese hat keineswegs seine, im Laufe der Jahrtausende so oft bewährte Kriegstüchtigkeit eingebüßt. Nicht nur für seine graue Vorzeit gilt das Wort: er „lese in seinen Annalen Thermopylengeschichten von Feldherren und Armeen, die, dem erhaltenen Befehle gehorsam, ihren Posten bis auf den letzten Mann vertheidigt haben“.<sup>61</sup> Die Fähigkeit,

mit welcher China Jahrhunderte hindurch des Mongolenandranges sich erwehrte — (während die russischen Großfürsten- und Fürstenthümer von ihm allesamt im Laufe weniger Wochen über den Haufen gerannt wurden) —, mit welcher China noch unter der traurigsten Verkommenheit der letzten Sung-Regierungen während zweier voller Menschenalter standhielt, ein Volksheer nach dem andern aus dem Boden zaubernd, — diese ausdauernde, todesverachtende Zähigkeit ist dem chinesischen Volke noch nicht abhanden gekommen; sie macht sich noch heute geltend bei den unzähligen, über das ganze Reich verbreiteten, über alles Lob erhabenen freiwilligen Feuerwehren,<sup>62</sup> sie ist von Gordon gegen den Taipingaufstand mit Erfolg verwerthet worden;<sup>63</sup> sie vermochte auch europäischen Truppen gegenüber sich in empfindlicher Weise zu bewähren, wie es die Engländer am 24. Juni 1859 an der Pei-ho-Barre und die Franzosen im Kriege von 1884 und 1885 erfahren haben; sie hat noch während des letzten Krieges, trotz der durch die Führer verschuldeten wiederholten Ueberrumpelungen, in schwierigstem Terrain zu Leistungen befähigt, welche selbst von den preußischen Garderegimenten auf guten europäischen Straßen nicht übertroffen worden wären.<sup>64</sup> Diese, dem Chinesen innewohnende Kriegstüchtigkeit wird ohne irgend einen Zweifel unter tüchtigen Führern wieder glänzend zu Tage treten, sobald der, gleichsam in der Luft liegende, von Kyffhäuserjagen verkündete<sup>65</sup> Dynastiewechsel sich wird vollzogen haben. Es wird gezeigt werden, daß kein Land der Welt so sehr wie China befähigt gewesen und noch befähigt ist, die durch eine schlechte Regierung verbrochenen Schäden gleichsam im Handumdrehen verschwinden zu machen. Inzwischen aber läßt man sich im Abendlande durch die wohlfeilen japanischen Siege blenden und meint, Denen glauben zu dürfen, welche verleumderisch behaupten: nicht nur die Regierung Chinas sei verderbt und verkommen, sondern auch sein Volk.

Das Verleumdungsgeschäft ist eigentlich verhältnißmäßig neuen Datums, wiewohl damit die ersten, wenig gelungenen Versuche schon zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts gemacht worden sind. Bis dahin hatten die alten Missionare, die bei den Chinesen noch heute im besten Andenken stehenden<sup>66</sup> Nachfolger des Pater Ricci (seit d. J. 1580), wahrhaft bewerkenswerther Erfolge sich zu erfreuen gehabt. Sie selbst standen in hohen Ehren; mancher von ihnen wurde Großwürdenträger des Reiches; in den höchsten Schichten der Gesellschaft, in der Umgebung des Kaisers fand ihre Lehre willige Aufnahme; selbst im Censorenamte zählte sie begeisterte Anhänger, die für ihre Weiterverbreitung auch persönliche Opfer nicht scheuten.<sup>67</sup> Nicht übertrieben erschien damals die Hoffnung, die nach Hunderten von Millionen zählenden Bewohner des Reiches der Mitte für das Christenthum zu gewinnen, weil dieses zur Anpassung an die Anschauungen der Chinesen manches für seine Lehre Unwesentliche, z. B. den, dem Chinesen anstößigen Gebrauch der Marienbilder, fortgelassen hatte,<sup>68</sup> und weil es noch nicht, wie verblendete Herrschsucht es später gethan hat, in willkürlich und künstlich konstruirten Gegensatz gebracht worden war zu dem offiziellen Ritualwesen Chinas, namentlich zu seinem Ahnendienste, welcher, als prägnanteste Bethätigung des Familien- und Staatsgedankens, gar keinen religiösen Charakter besitzt, religiös vollkommen indifferent und daher mit den Grundgedanken jeder beliebigen religiösen Anschauung vereinbar ist, woher auch in China noch nie eine Religion als solche bedrückt oder gar verfolgt wurde, und woher auch, so gut wie seit Jahrhunderten die Juden und Moslims, die Tao- und Fo-Leute Chinas es gethan, auch die dortigen Christen vom XVI. Jahrhunderte bis zum Anfange des XVIII. keinen Anstand genommen hatten, die Ceremonien des Ahnendienstes gewissenhaft zu vollziehen. Diese friedlichen und für das Christenthum so aussichts-



vollen Verhältnisse wurden, in anscheinend unwiederbringlicher Weise, durch das Einrücken der Dominikaner zerstört, welche darauf ausgingen, das Reich der Mitte zur ausschließlichen Domäne ihres Ordens zu machen und es der unbedingten Oberherrschaft des heiligen Stuhles zu unterwerfen.<sup>69</sup> Dazu und zur taktischen Verwendung des für das Abendland charakteristischen Schlachtrufes: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich“, bedurfte es eines leicht kenntlichen Unterscheidungsmerkmals: unter päpstlicher Billigung ward die nach den kanonischen Schriften Chinas und nach den Aussprüchen seiner ersten Autoritäten ganz unhaltbare, aber seitdem auch von den protestantischen Missionen adoptirte<sup>70</sup> Doktrin aufgestellt und aufs Schärfste betont: der chinesische Ahnendienst sei Abgötterei und daher mit dem Christenthume unvereinbar. In Uebereinstimmung mit dieser beleidigenden Abweisung des chinesischen Staatsgedankens nahm die nunmehr maßgebende neue Schule der christlichen Mission überhaupt eine feindliche Stellung zum chinesischen Staatswesen ein: durchweg das Bestreben, über die Neophyten ausschließliche Jurisdiktion auszuüben,<sup>71</sup> Verbrecher und Empörer dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen u. s. w. — kurz in allen Dingen einen Staat im Staate zu bilden; — kein Wunder, daß der dem Christenthume bisher so wohlgewogen gewesene, kräftige Kaiser Kang-hi nunmehr in der christlichen Mission eine ernste Gefahr für die öffentliche Ruhe und Ordnung erblickte und sie kurzer Hand gänzlich auswies. Für ihr aufrührerisches Treiben hatte die Mission im Abendlande Rückhalt und Stütze suchen müssen, und um dieses für ihre Zwecke zu gewinnen, hatte sie sich darauf verlegt, die empörendsten Verleumdungen über das Chinesenthum in Kurs zu setzen; u. a. stammen schon aus jener Zeit die abscheulichen Fabeln über den in China angeblich zu einer normalen, vom Staate gebilligten, gesellschaftlichen Institution gewordenen Kindermord, Fabeln, gegen welche schon

im vorigen Jahrhunderte der Pater Amiot aufs Energischste protestirt hat in einem Briefe, der „die Verleumder hätte er-röthen machen sollen“. <sup>72</sup> Das eigentliche Verleumdungsgeschäft kam somit, infolge der Ausweisung der Mission, im XVIII. Jahrhunderte nicht über einen wenig gelungenen Versuch hinaus.

Zu voller Blüthe gelangte es erst später, nach Zulassung katholischer und protestantischer Missionäre (seit d. J. 1840), welche es für angezeigt gehalten haben, das Treiben der Dominikaner des vorigen Jahrhunderts in allen Stücken sich zur Richtschnur zu nehmen; und nachdem die unzähligen englischen und amerikanischen Missionäre sich darauf verlegt haben, auch Handelsgeschäften eifrig obzuliegen, denen auch die katholischen sich hingeben müssen, da sie ihre Subsidien in Form von Waren erhalten, <sup>73</sup> so kann es nicht überraschen, daß nach chinesischer Vorstellung ein „Christ“ nichts anderes ist als ein Empörer und ein Opiumgiftmischer. <sup>74</sup> Es braucht kaum noch besonders hervorgehoben zu werden, daß einerseits sowohl das herrschsüchtige Streben der Mission, Staat im Staate zu bilden, erfolglos, als auch der habgüchtige Drang, Opium und Baumwollwaren den Chinesen aufzuzwingen, unbefriedigt bleiben würde ohne schneidige Beihülfe der auf Kanonenboote sich stützenden Gesandtschaften, welchen beständig zugemuthet wird, zur Durchführung unbegründeter und frecher Anforderungen <sup>75</sup> ihren Einfluß geltend zu machen; und daß andererseits die gewünschte Willfährigkeit der Gesandtschaften von der Mission und vom Kommerz, ihrem „stillen Kompanion“ im Geschäfte, nicht zu erlangen wäre ohne Ausübung eines gelinden Druckes seitens der abendländischen öffentlichen Meinung; diese muß daher durch die aberwitzigsten Entstellungen und Verleumdungen systematisch gegen das angeblich verrottete Chinesenthum aufgebracht und verheßt und in der hochherzigen Ueberzeugung gefestigt werden: das Vorgehen zur „Aufschließung“ Chinas geschehe lediglich in

dessen eigenstem Interesse, im heiligen Namen des Christenthums und der Civilisation. In welche peinliche Lage die abendländischen Gesandtschaften durch diese infamen Mächenschaften versetzt werden, ergiebt sich aus den sogleich anzuführenden, ihren Kreisen entstammenden Aeußerungen über das gefährliche Treiben der Missionäre, unter denen übrigens die deutschen eine verhältnißmäßig ehrenvolle Stellung einnehmen.

Unter den über China ausgestreuten Verleumdungen hat die Fabel von den dortigen Kindermorden von jeher als wirksamstes Zugstück gedient, und mit seiner Vorführung wird unverfroren fortgefahren, obschon dem erwähnten Proteste des Paters Amiot zahlreiche andere gefolgt sind, aus denen es genügen wird die nachstehenden anzuführen: „Der Kindermord komme in China keineswegs so häufig vor, wie behauptet werde.“<sup>76</sup> „Ein großer Theil dessen, was über die Abneigung der Chinesen gegen weibliche Kinder von ausländischen Schriftstellern, namentlich von Missionären, in neuerer Zeit geschrieben worden, sei übertrieben, zum Theil unsinnig. Besonders grell und unwahr seien viele Berichte über die angeblich außerordentliche Allgemeinheit der Tödtung neugeborener Mädchen.“<sup>77</sup> „Während zehn Jahren habe Referent das Reich nach allen Himmelsrichtungen durchzogen, und doch sei ihm nicht ein einziger Fall von Kindermord in China zu Ohren gekommen, weder am Aufenthaltsorte, noch von der Nachbarschaft. Das wolle nicht sagen, daß ein solches Verbrechen nicht vorkommen könnte, jedenfalls aber sei es in China viel seltener als in Frankreich, schon darum, weil das Hauptmotiv, welches in Europa zum Kindermord führe, nämlich die illegitime Geburt eines Kindes, in China, wo es keine Hagestolze gebe, absolut fortfalle.“<sup>78</sup> „Ausnahmsweise würden in China auch lebendige Kinder ausgefetzt, was ja auch in Europa geschehe. Uebrigens gelte dort der Kindermord für ein Verbrechen, und die Behörden hätten

allezeit gegen einen solchen Mißbrauch der väterlichen Gewalt gewarnt.“<sup>79</sup> „In China bestrafe das Gesetz den Kindesmord wie einen an einem nahen Verwandten begangenen Mord, jedoch mit ganz besonderer Strenge: nicht nur der Thäter selbst werde bestraft, sondern auch das Familienhaupt und die Nachbarn, ersterer, weil ihn die Verantwortung treffe, letztere als Mitschuldige (complices). Zudem gebe es kein Motiv für den Kindesmord, weil verarmte Familien überall Gelegenheit hätten, entweder ihre Kinder den privaten oder öffentlichen Anstalten zur Pflege zu übergeben, oder aber sie an wohlhabende Familien zu „verkaufen“, d. h. zur Erziehung abzutreten. Außerdem würden den Hebammen von den Waisenhäusern statutenmäßig Prämien gewährt, sowohl fürs Einliefern von Findlingen, als auch für die Anzeige eines Kindesmordes.“<sup>80</sup>

Um die Ausbeutung der Kindermord-Fabeln in ihr richtiges Licht zu stellen, darf nicht verschwiegen werden, daß man sich nicht damit begnügt, sie immer wieder und wieder in abgeschmackten Zeitungsartikeln vorzuführen, als angebliche Referate von Augenzeugen, sondern daß man daraus sogar ein systematisch betriebenes, sehr lukratives Geschäft zu machen gewußt hat. U. a. beutet die „Sainte enfance“ in Frankreich ein solches frommes Unternehmen aus, welches nach den Angaben eines sachkundigen Gewährmannes in folgender Weise betrieben wird. Traktätchen mit Holzschnitten, welche es veranschaulichen, wie man in China die kleinen Kinder den Schweinen als Fraß vorwirft, werden in den Schulen vertheilt; mit Fahnen, auf welchen dieselben rührsamen Scenen dargestellt sind, werden Kinderprozeffionen veranstaltet u. s. w. Und die dabei ins Werk gesetzten Kollekten läppern sich zu einem Jahres-Einnahmehudget von sage 5 bis 6 Millionen Franken. Das wäre eine noch allenfalls zu entschuldigende pia fraus, wenn aus dem bezüglichen Ausgabehudget Entsprechendes bestritten würde. Die von

der Sainte enfance in China unterhaltenen Findelhäuser aber gehören zu den ärgsten Scheußlichkeiten der Welt. Während es in den chinesischen Findelhäusern absolut ausgeschlossen ist, daß einer Amme mehr als ein Kind zugetheilt werde, kommen in den französischen Anstalten drei bis vier und auch mehr Säuglinge auf eine Amme, woher denn auch hier die Sterblichkeit eine entsetzliche ist. Und während dort die Kinderleichen in schöne Säрге gebettet werden — der Beerdigungspomp ist in China bekanntlich der einzige, aber auch unentbehrliche Luxus des armen Mannes —, so werden hier die Leichen fast nackend, mit Stroh spärlich umhüllt, fortgeschafft, u. s. w. Begreiflich, daß es der Sainte enfance unter solchen Umständen schwer fällt, ja fast unmöglich wird, überhaupt zu Chinesenkindern zu gelangen. Während dreier Jahre nach seiner Fertigstellung hat in Tien-tsin das französische Findelhaus absolut leer gestanden. Wenn aber zufolge einer Ueberschwemmung oder einer sonstigen Kalamität die frommen Patres zu Chinesenkindern gekommen sind, so sehen sie dieselben als wahre „Impedimenta“ an, und sie klagen über die gar zu geringe Sterblichkeit unter ihnen: „Wenn doch eine kleine nette Epidemie käme, uns diese Waisenfinder vom Halse zu schaffen,“ hat in solch' einem Falle ein Bischof ausgerufen, offenbar in der korrekten Meinung, daß es nichts Schöneres gäbe, als wenn die armen Würmer sofort nach der heiligen Taufe direkt in den Himmel abführen. Zur Annäherung an dieses Ideal wird gelegentlich durch „Verwechslung“ nachgeholfen — d. h. lebende Kinder werden, sagen wir aus Unachtsamkeit, „für todt genommen und lebendig begraben —, was in einem Falle ein zufällig hinzukommender Bischof hat verhindern können“.<sup>81</sup> Nach alledem arbeitet die Sainte enfance recht eigentlich wie der Bock als Gärtner: sie allein scheint in China Kindesmorde zu begehen, und zwar schwunghaft, mit offenbar sehr ansehnlichem Geschäftsgewinne. Wohin mag dieser wohl

abgeführt werden? Vielleicht langen die Peterspfennige nicht zur Beschaffung des Lagerstrohes für den armen Gefangenen.

Die Vorführung des Gesamtbildes der christlichen Mission in China, wie scharfe Beobachter und gute Kenner es zeichnen, darf nicht unterlassen werden; denn von Niemand anderem, als vom modernen Missionär, ist die gelbe Gefahr hervorgerufen worden, und er ist es, der sie unterhält und täglich verschärft. Ihrer eigentlichen Aufgabe ist die Mission ganz und gar nicht gerecht geworden, auch gar nicht gewachsen gewesen. „Außerhalb der betheiligten Kreise ahnen wohl nur wenige Menschen, welche Unsummen von Geld und geistiger Kraft die katholische Kirche seit Jahrhunderten und die evangelische seit Jahrzehnten zur Befehrung der Chinesen aufgewendet hat.“<sup>82</sup> Dennoch beträgt nach der höchsten der zugänglich gewordenen Schätzungen die Zahl der chinesischen Katholiken nur 525 000, und die der evangelischen nur 37 000, die der sog. Christen zusammen nur 562 000 Köpfe (was kaum mehr als nur ein Promille der Gesamtbevölkerung und im Verhältniß etwa soviel ausmacht, als ob es in Deutschland nur 56 000 Christen gäbe, also verschwindend wenig), wiewohl nicht weniger als 530 ausländische katholische Priester und 1300 ausländische evangelische Missionäre — bezw. missionirende Händler — in China unterhalten werden.<sup>83</sup> Diese an sich schon verschwindend geringe Zahl von Befehrten muß als stark übertrieben gelten wegen der unvermeidlichen Doppel- und Multipelzählungen; denn wie dem betriebsamen Chinesen selbst „eine verrostete Nähnaedel zur Vermögensquelle zu werden vermag“,<sup>84</sup> so hat er es auch verstanden, die Taufgelder zahlenden Missionsanstalten auszubeuten: er läßt — (nach mündlicher Mittheilung eines Orlskundigen) — sich des öfteren taufen, an verschiedenen Orten; ein Chinese aber, der „auf sich hält“, thut es überhaupt gar niemals. Und es ist auch gar nicht zu erwarten, daß die moderne Mission jemals mehr Erfolg

habe. „Der Missionserfolg ist verschwindend gering geblieben, obgleich die Regierung eigentlich religiös indifferent ist. . . . Nur solche Sekten werden verfolgt, welche geheime Gesellschaften zum Sturze der Dynastie sind, — wozu das Christenthum meist gerechnet wird. . . . Das Christenthum der Chinesen ist ganz oberflächlich. . . . ihr Grundzug ist Gleichgültigkeit gegen jede Religion, welche ihm höchstens zum Zeitvertreib dient. . . . Warum soll man sich, sagt er, mit zwei Leben zugleich beschäftigen, da die Sorge für Gesundheit und dergleichen schon genügend zu schaffen macht.“<sup>85</sup> — Von aufrichtigen Missionären könne man es hören, daß im Grunde noch kein Chinese wirklich Christ geworden sei; bestenfalls sei die Anzahl seiner — sc. taoistischen oder buddhistischen — Götter um diejenige der christlichen Heiligen vermehrt worden. . . . Von einem, bei Empfang der Sterbesakramente Ermahnten: er solle um seiner Seelenseligkeit willen seinen Göttern abschwören, — sei die charakteristische Antwort erfolgt: das wäre ein schlechtes, weil zu riskirtes Geschäft; man wisse nicht, ob man überhaupt in ein anderes Land gelange und in welches, und wer da regiere. . . .<sup>86</sup> Alles was man sehe, lasse auf völlige und allgemeine Glaubenslosigkeit schließen, auf Gleichgültigkeit gegen jeden Kultus . . . (sc. mit Ausnahme des Ahnendienstes) . . . nur den staatlichen Pflichten genügen . . . (welche den Ahnendienst in sich mitbegreifen) . . . im übrigen, wie es gefällig sei. . . . Alle Kenner des Landes seien darin übereinstimmend, daß seine Civilisation eine vollständige Umwandlung erfahren müsse, ehe von wirklichen Befehrungsversuchen — (soll wohl heißen: Erfolgen) — die Rede sein könne. Bis heute seien die Erfolge verschwindend gering. Nach Mittheilungen französischer Missionäre gebe es im ganzen 300 000 Christen, und doch sei das Christenthum schon vor 1200 Jahren gepredigt worden, schon im Jahre 650 habe es Nestorianer-Gemeinden gegeben,<sup>87</sup> welche nie ver-

folgt wurden, aber sehr bald spurlos verschwanden. So vollständig geht dem Chinesen des Sensorium für das eigentliche, historisch gewordene Christenthum ab — (im XVII. Jahrhunderte hat man einen Deismus ihm zugänglich zu machen verstanden) —, daß sogar seine wunderbar ausgiebige Sprache<sup>88</sup> sich vollständig unfähig erwiesen hat, die anscheinend einfachsten christlichen Vorstellungen überhaupt nur auszudrücken. „Von den Predigten der Missionäre, die dem im Christenthume aufgewachsenen Europäer leicht verständlich sind“ — (oder doch verständlich erscheinen) — „versteht selbst der gebildete Chinese wohl kaum die Hälfte, und was er versteht, oft falsch.“<sup>89</sup> Allein schon die Anfangsworte der Genesis können absolut gar nicht in chinesischer Sprache wiedergegeben werden. Eine von protestantischen Missionären in Batavia riskirte Uebersetzung der Schöpfungsworte hat nicht anders als burlesk ausfallen können.<sup>90</sup>

Wäre das von der christlichen Mission in China Betriebene nur sehr kostspielige Danaidenarbeit, so könnte das Abendland die Kraftvergeudung allenfalls verschmerzen. Wird es aber ihre thatfächlichen Leistungen verwinden? Für diese dürfte ein sozusagen negatives Merkmal recht bezeichnend erscheinen. Während die alten Missionäre des XVII. Jahrhunderts und ihre geistigen Nachfolger mit erstaunlichem Fleiße rastlos daran gearbeitet haben, China dem Verständnisse des Abendlandes näher zu bringen, namentlich durch Erforschung seiner historischen und philosophischen Litteratur, so daß noch heute ihre Arbeiten zum Gediegensten gehören unter allem, was über das Reich der Mitte veröffentlicht worden; und während ihre Beurtheilung chinesischer Dinge eine durchweg wohlwollende ist, ja sich sogar zu wahren Lobeshymnen erhebt, wie z. B. im Eingange der erwähnten großen Abhandlung des P. Amiot, so ist es den katholischen Missionären in neuerer Zeit bald nach ihrer Wiederzulassung (1840) streng untersagt, etwas über China zu publiziren, ja über-



haupt mit wissenschaftlichen Forschungen sich abzugeben; nur ausnahmsweise werden einem oder dem anderen Sprachstudien und Kompilationen gestattet.<sup>91</sup> „Die französischen Missionäre in Ningpo führen ein geheimnißvolles Klosterleben, und man weiß nur aus ihren eigenen freiwilligen — (soll wohl heißen: gegen Verbot entschlüpfen) — Mittheilungen, was sie im Innern von China . . . thun und treiben.“<sup>92</sup> Die übrigen Missionäre stehen offenbar unter demselben Regime; die Leiter der Missionsanstalten behalten es sich vor, von sich aus zu bestimmen, was das Abendland über China erfahren darf: so Zutreffendes, als von der Sainte enfance mitgetheilt wird! Namentlich ist die Mittheilung solcher Dinge verpönt, aus welchen ersichtlich wäre, daß der gebildete Abendländer und der gebildete Chinese im Grunde dieselben Ueberzeugungen theilen und sich sehr wohl zu verständigen vermöchten. Dahin gehört der Tchi-Pen-Ti-Kang, eine im Jahre 1747 publizierte zehnbändige Encyclopädie, welche von den Missionären „für äußerst gefährlich erklärt wird und nicht übersetzt werden darf: sie stehe der Predigt des Evangeliums dadurch im Wege, daß sie sich auf einen Deismus und auf eine Naturreligion beschränke und daß sie sich überall auf den Standpunkt der Vernunft und des Gewissens stelle, welche beide so befriedigt werden, daß sie die Nothwendigkeit einer Offenbarung nicht mehr recht empfinden lassen.“<sup>93</sup> Was aber die positiven Leistungen der Mission anbetrifft, so erfahren wir von ihnen im allgemeinen folgendes. „Es lasse sich nicht leugnen, daß . . . mancherlei Unangenehmes durch die Missionäre geschaffen werde; man brauche nur bei den diplomatischen Vertretern im Osten nachzufragen, und man werde daselbst wenig Sympathie für diese Pioniere finden: sollen doch sie es sein, durch deren Vorgehen gar oft die unangenehmsten diplomatischen Verhandlungen heraufbeschworen werden.“ . . . Im Reichsinnern würden von den Missionären „Unruhen und Verfolgungen hervorgerufen, deren

Konsequenzen dem europäischen Einfluß zum Schaden gereichen. Der Ehrgeiz, die Herrschsucht und die Urtheilslosigkeit eines gewissen Theils" — (auch von anderen Seiten werden ehrenwerthe Ausnahmen, aber auch nur Ausnahmen von der Regel zugegeben) — „der in China wirkenden französischen, englischen und amerikanischen Missionäre trügen die Schuld an dem durchaus berechtigten Mißtrauen, welches die chinesischen Behörden der Propaganda des Christenthums . . . entgegenbringen. . . . Sehr viele der in China thätigen Missionäre zeigen ein ununterbrochenes Bestreben, zu Gunsten ihrer Proselyten einen direkten Druck auf die Verwaltungsbehörden im Innern des Reiches auszuüben und so einen Einfluß auf deren Entschliefungen zu gewinnen.“ . . . In jeder Nummer der englisch-chinesischen Monatschriften fänden sich haarsträubende Belege dafür, wie z. B. u. s. w. „Wenn im Laufe der letzten Jahrzehnte wiederholt Christenverfolgungen in China stattgefunden haben, so dürfte der Grund dafür weniger in einer Feindseligkeit gegen den fremden Glauben, als vielmehr in der Art des Vorgehens vieler Missionäre zu suchen sein.“ (Es folgen Belege für die Toleranz der Chinesen, offenbar entnommen aus dem Werke des Rev. F. H. Gray bei Leopold Katscher.)<sup>94</sup> Aus eigener Erfahrung und eigenem Augenscheine wird berichtet, daß die Patres sich den Haß der Bevölkerung dadurch zuziehen, daß sie von ihr — von Leuten, welche mit gleichsam „religiöser“ Genauigkeit die Ceremonievorschriften befolgen — die Bezeugung derjenigen Ehrerbietungen verlangen, welche nur hohen Würdenträgern zukommen.<sup>95</sup> Der Bischof Faurie und sein Begleiter haben sich sogar angemacht, die Abzeichen der höchsten Würdenträger zu tragen. Ja, vom Pater Delamarre wird uns berichtet, daß er, als ihm die Ehrungen eines Beamten erster Klasse im Hofe des Bizekönigs verweigert wurden, alles verprügelt habe.<sup>96</sup> Der Bischof Desflèches bietet alles auf, um

einen europäischen Reisenden vom Betreten seiner Diözese abzuhalten, damit es dort nicht ruchtbar werde, wie es auch solche Europäer gebe, die weder zur Messe gehen, noch dem Bischof unter Kniebeugung die Hand küssen; und als jener sich nicht abhalten läßt, streut er das Gerücht aus: es sei ein hoher Gesandtschaftsbeamte, der gekommen, um die Berechtigung der Entschädigungsklage zu prüfen, mittels welcher, wie erwähnt, von der Regierung 800 000 Franken rein erpreßt wurden.<sup>97</sup> Gegen einen eingeborenen Priester der vom Bischofe vergewaltigt worden und sich auf sein, durch die kanonischen Satzungen verbürgtes Recht beruft, requirirt der Bischof den örtlichen Präfekten, was doch in den Augen dieses Mandarinen als eine freche Anmaßung erscheinen muß.<sup>98</sup> Pater Delamarre rühmt sich, in das Traktatexemplar der Gesandtschaft Bestimmungen hineingefälscht zu haben, durch welche dieselbe zu Forderungen veranlaßt werde, welche von der chinesischen Regierung gar nicht bewilligt worden waren. (Simon.) Das alles sind Dinge, welche zu den folgenden Urtheilen berechtigen. „Die Missionäre unterstützen die unberechtigten Anforderungen schlechter Menschen. Sie bedrücken die Nichtchristen und erbittern das Volk durch Lästerungen des Confucius. Sie veranlassen die Christen, sich ihren Unterthanenpflichten zu entziehen und die Steuern zu verweigern; sie vertreten vor Gericht die Sache der Widerspenstigen, lösen Eheversprechungen, mischen sich in Familienangelegenheiten und stiften aus eigennütigen Beweggründen Unfrieden. Sie bilden einen Staat im Staate.“ (Der hochgestellte Referent stützt sich „auf den Ausspruch von Männern, welche durch ihre Stellung, durch ihre Erfahrung, die Frucht eines langjährigen Aufenthalts in China, durch ihre Kenntniß der Sprache, der Menschen und Dinge vorzugsweise befähigt erschienen, ihn zu belehren.“)<sup>99</sup> „Die Missionsgesellschaften in England und Amerika haben seit einigen Jahren

das System verfolgt, ihre Anstrengungen durch Vermehrung ihrer Mannschaften zu verdoppeln. Wo früher nur ein Duzend Missionäre zu wirken versuchte, werden jetzt Hunderte von zum Theil recht jungen und unerfahrenen Leuten hinausgeschickt, oft ohne tiefere Geistesbildung, durch weiter nichts als Glaubenseifer ausgezeichnet. Dadurch wird der Sache nur geschadet. . . Früher oder später sind von der pilzartigen Vermehrung des Missionspersonals schlimme Folgen zu erwarten.“<sup>100</sup> „Den Missionären hat man die Schuld beizumessen für die schlimmsten Konflikte, die wir mit den Chinesen gehabt haben. . . Mit ehrenwerthen Ausnahmen sind die Missionäre eine wahrhaftige Geißel; schrecklichere Agenten, als sie, könnte die europäische Civilisation in China nicht haben. . . Man darf es glauben: sie würden keinen Augenblick zögern, einen neuen Krieg herbeizuführen, wenn sie hoffen dürften, dadurch einen, wenn auch nur ganz kleinen Artikel, sei es auch nur nach Delamarrescher Art, in den neuen Traktat hineinzubringen, der ihnen die Jurisdiktion über die Christen zuspräche. . .“<sup>101</sup>

Hier mag das Kapitel von den Verleumdungen und vom sonstigen Missionsunfuge abgebrochen werden, um zu einer kurzen Skizzirung der in China thatsächlich obwaltenden Verhältnisse überzugehen. Diese bieten freilich insofern ein beklagenswerthes Bild dar, als in der Staatsverwaltung Unterschlagungen und Bestechungen an der Tagesordnung sind und auch Expressionen ausgeübt werden; doch sind, aus mehreren Gründen, diese Uebelstände nicht so tragisch zu nehmen, als man es darzustellen liebt. Erstlich liegen sie nicht in der Natur des Volkes und des Staatswesens; vielmehr stimmen alle vorurtheilslosen Sachkundigen darin überein, daß die Staatsverwaltung bis vor kurzem eine wahrhaft väterliche und ehrliche gewesen ist;<sup>102</sup> daß ihr System ein unübertrefflich geschaut kombinirtes und so trefflich bewährtes sei, daß daran seit Abschaffung des Feudal-

wesens, also seit mehr als zweitausend Jahren, nichts Wesentliches zu ändern gewesen ist<sup>103</sup> und in Zukunft schwerlich zu ändern sein wird, wodurch aber keineswegs „Versteinerung“ bedingt, noch Entwicklungsfähigkeit zur Anpassung an veränderte Verhältnisse prinzipiell ausgeschlossen wird;<sup>104</sup> vielmehr wird die Pflicht, zeitgemäße Aenderungen eintreten zu lassen, von den kanonischen Schriften Chinas mehrfach betont, u. a. durch den Ausspruch des Confucius: „Wer im Glück und in der Weisheit beständig sein will, muß oft ändern“;<sup>105</sup> ja es wird konstatiert, daß China sich bereits angeschickt habe, den neuen Lebensbedingungen zu entsprechen,<sup>106</sup> nur daß es zögernd und besonnen vorgehe, tiefen staatsmännischen Blick verrathend.<sup>107</sup> Zu besonnenem Zögern ist wahrlich aller Grund vorhanden; wie z. B. stellt man es an, sich dem modernen Industrierwesen hinzugeben, ohne zugleich die Familienverhältnisse zu untergraben, ein Fabrikproletariat zu schaffen und die Gesellschaft in ihren Grundvesten zu erschüttern? Keinenfalls braucht China mit solchen Ueberstürzungen, Vergewaltigungen und Konfiskationen<sup>108</sup> vorzugehen, welche vielleicht unvermeidlich waren, um Japan aus dem Feudalwesen zu befreien, welche aber zu besorglichen und unberechenbaren Zuständen geführt haben. Wenn das bedächtige China zu weiterer kultureller Entwicklung sich in Bewegung setzt, so wird es sicher zu ganz anders soliden Erfolgen gelangen, als die leichte und leichtsinnige und bei allem kulturellen Firnisse doch herzlich barbarische<sup>109</sup> japanische Nation.

Sodann ist zu bemerken, daß die erwähnten Schäden der Staatsverwaltung erst seit dem Jahre 1830 datiren, da der damalige Kaiser aus Geiz und Habsucht, der Tradition zuwider, den Aemterverkauf einführte;<sup>110</sup> daß es einem tüchtigen Herrscher, wie er aus einem Dynastiewechsel hervorgehen würde, ein Leichtes wäre, durch Abschaffung dieses Unwesens den ganzen

Staatsmechanismus wieder ad integrum zu restituiren und „binnen kurzem die Spuren der schlechten Regierung seiner Vorgänger verschwinden zu machen,“<sup>111</sup> wie solches in China mehr als einmal, bei noch viel schlimmer gewordenen Zuständen gleichsam im Handumdrehen geschehen ist, z. B. nach dem Tode des schwachen, von Mystikern und Okkultisten dominirten Sung-Kaisers Shên-Djung, als i. J. 1085 n. Chr. die Regierung des während zwanzig Jahre von dem sozialistischen Minister Wang-Man-She und seinen Kreaturen systematisch zerrütteten Reiches von der Regentin dem noch heute hochverehrten, als Historiker und Philosoph berühmten Sse-Ma-Kuang übertragen wurde.<sup>112</sup> Daß es in China so besonders leicht ist, das durch Mißwirthschaft zerrüttete Staatswesen wiederherzustellen, erklärt sich, außer durch die absolute Machtvollkommenheit des Herrschers, durch den Umstand, daß das, in landsmannschaftlichen und lokalen Verbänden festgegliederte Litteratenthum, aus welchem die Beamten hervorgehen, eine gewaltige Reserve an tüchtigen Kräften darbietet (die Korporation zählt im ganzen eine Million Köpfe, von denen jeweils nur 160 000 dienstliche Verwendung finden).<sup>113</sup> Die Ersetzung der schlimmen Beamten durch ehrenwerthe bietet um so weniger Schwierigkeit, als die lokale Verwaltung thatsächlich durch die Notabeln-Beirath-Versammlungen und die tüchtigen<sup>114</sup> Selbstverwaltungskörperschaften ausgeübt wird, welche der Staatsbeamte auch ohne besondere verwaltungstechnische Routine zu präsidiren vermag. Was aber die durch die Beamten ausgeübten Erpressungen anlangt, so steht es damit bei weitem nicht so schlimm als gefabelt wird. Von ihnen wird der kleine Mann und der friedliche Bürger so gut wie gar nicht betroffen; und ein Mandarin, der es sich beikommen läßt, die Bevölkerung erheblich zu brandschagen, wird, da er zumeist über eine Machtmittel gebietet, von den örtlichen Notabeln mittelst einer landesüblichen sehr einfachen Prozedur, in aller Ruhe, in

höflichster, aber sehr bestimmter Weise der Regierung zurück-  
expedirt, womit dann seine Carriere beschlossen ist. Etwa an-  
gewandten Machtmitteln aber tritt die Bevölkerung mit einer  
Revolte entgegen, welche gleichfalls, wenn auch indirekt, des  
Beamten Laufbahn beschließt.<sup>115</sup> Wie sehr auch im Laufe  
zweier Menschenalter Chinas Verkehrswege und seine Wehrkraft  
durch die Unterschleife der Beamten tief geschädigt worden sind,  
so hat doch ein guter Kenner sagen können: „Uebrigens ist es  
noch gar nicht so lange her, daß die Zustände Europas denen in  
China verzweifelt ähnlich sahen, daß Aemter und Würden an  
den Meistbietenden verkauft wurden oder zum mindesten ver-  
käuflich waren.“<sup>116</sup>

Bestritten kann es nicht werden, daß durch die Mißregierung  
in wirthschaftlicher Hinsicht das wirthschaftliche Leben Chinas  
schwer geschädigt worden ist; die Festigkeit des Staatsgebäudes  
aber und die Moralität des chinesischen Volkes scheinen davon  
noch ganz unberührt geblieben zu sein. „In China ist die  
Sicherheit für Leben und Eigenthum größer als in allen anderen  
sogenannten zivilisirten Ländern. . . . Außer in Japan sind  
Anarchisten und Dynamit in Ostasien als Todesursachen un-  
bekannt;“<sup>117</sup> letzteres, da in China ebenso Pauperismus à l'euro-  
péenne und Arbeitslosigkeits-Kalamität, wie auch die Brannt-  
weinpest unbekannt sind,<sup>118</sup> und auch trotz unübertroffener Be-  
völkerungsdichtigkeit keine bedrohlichen Anzeichen von Ueber-  
völkerung zu Tage getreten sind,<sup>119</sup> einmal weil ein dortiges  
Sprichwort sagt: „Wohl ist der Flächenraum des Ackers  
begrenzt, nicht aber seine Fruchtbarkeit“ (bei gleich intensivem  
Anbaue könnte Frankreich statt seiner ca. 40 vielmehr 140 Mil-  
lionen Einwohner ernähren!<sup>120</sup>); sodann weil der Bevölkerungs-  
überschuß stetig, ruhig und geräuschlos in die benachbarten  
Länder sich ergießt. Geradezu verblüffend für den Abendländer  
ist es zu beobachten, in welchem Grade in China auf gegen-

seitigem Vertrauen und auf Ehrlichkeit alle geschäftlichen Transaktionen beruhen: Handelsabschlüsse werden in größten Umfängen perfekt, ohne daß eine Unterschrift verlangt oder gegeben würde und ohne officiellen Schlußzettel; das Wort und eine Notiz, die jeder Betheiligte sich macht, genügen.<sup>121</sup> Zur Aufnahme in eine Kaufmannsgilde bedarf es keines Ballotements, und doch haften ihre Mitglieder solidarisch für einander und leisten sich gegenseitig allen Schutz.<sup>122</sup> Die Leichtigkeit, mit welcher die chinesischen Banken jedem Unbescholtenen gegen mäßigen Zins Blankokredit und Diskontredere gewähren, muß im Abendlande unfaßlich erscheinen. Freilich giebt sich der chinesische Geschäftsmann nie wüsten Spekulationen hin, zur Bereicherung über Nacht, wie weitausschauend und kühn auch seine Unternehmungen sind.<sup>123</sup> Die chinesischen Auswanderer, die immer mittellos sind, erhalten, trotz ihrer zumeist verbrecherischen Vergangenheit, von Aktiengesellschaften Vorschüsse nicht nur zur Bestreitung der Reisekosten, sondern auch zur Geschäftsbegründung im Auslande, lediglich gegen das Versprechen monatlicher Abzahlungen zur Schuldentilgung, welche zumeist schon im ersten Jahre beendigt wird. Tritt ein chinesischer Auswanderer im Auslande ein verantwortliches Amt an, so leistet die chinesische Aktiengesellschaft gegen eine Versicherungsprämie des Prinzipals für ihn Bürgschaft, wie z. B. mit 40 000 Dollars für den Kassirer des Pariser Comptoir d'Escompte in Yokohama, offenbar ohne dabei ein nennenswerthes Risiko zu laufen; denn andernfalls könnte die Gesellschaft sich nicht ihres hohen Kredites erfreuen.<sup>124</sup> (Freilich ist die Moral des Chinesen keine quietistische; er bietet nicht die andere Backe dar; dem Vergewaltiger und Betrüger setzt er überlegene List entgegen.) Zieht man außerdem in Betracht die bescheidene Anspruchlosigkeit und den unermüdlich emsigen Fleiß des Chinesen, welcher nicht wie der abendländische „Fenster“ die Arbeit als eine Strafe, als die Folge eines



Fluches ansieht, sondern sich ihr freudig hingiebt als einer selbstverständlichen Bethätigung der „Menschlichkeit“, so begreift man es, daß die Chinesen sich allen Konkurrenten ohne irgend eine Ausnahme weit überlegen erwiesen haben: im Wettkampfe mit ihnen „haben selbst die Angehörigen der semitischen Stämme und europäischer Nationen keinen Erfolg gehabt“; <sup>125</sup> wiederholt hat man auch durch Massenmorde sich ihrer zu entledigen gesucht; z. B. in Manila wurden an einem einzigen Tage i. J. 1603 in einer von der Regierung begünstigten Heze 25 000 Chinesen niedergemacht, ebenso im Jahre 1740 in Batavia 20 000, alles vergeblich; alsbald gab es mehr Chinesen als jemals, und schließlich hat überall die Regierung den Widerstand aufgegeben, einsehend, daß sie tüchtigere und ruhigere Unterthanen als die Chinesen nicht finden könnte. <sup>126</sup>

Alles das aber, wie auch der nicht fernliegende Gedanke, daß eines Tages „Europa als Ganzes hinausgeworfen werden könnte, und zwar aus ganz Ostasien“, <sup>127</sup> — das alles genügt noch nicht, den ganzen Umfang der „gelben Gefahr“ zu kennzeichnen. Erst dann wird dieselbe wirklich akut werden — und es ist unabwendbar, daß sie es früher und später werde —, wenn China in den Wettbewerb mit der sich ihm aufdrängenden abendländischen Industrie eingetreten sein wird (was ohne Zweifel viel wichtiger noch als durch Japan geschehen würde); — wenn sich Chinas enorme Kapital- und Kreditmächte, <sup>128</sup> die sich von ihr noch fern halten, der Industrie werden zugewandt und wenn seine unermessliche Steuerkraft <sup>129</sup> sich wird enthüllt haben, dann dürfte des Abendlandes wirthschaftliches Schicksal besiegelt sein: <sup>130</sup> schon wird Englands Industrie von der indischen und japanischen aus dem Felde geschlagen und schon hat China begonnen, indische und japanische Erzeugnisse zu verdrängen! <sup>131</sup> Und wer weiß, ob dann nicht auch der — (sich als schwungvoll rühmende, aber doch verhältnißmäßig lustige) — „Idealismus“

des Abendlandes — (seiner Kriegsheldensagen, seiner Mythen und seines Mysticismus) — durch den (wegen seiner Friedlichkeit als philiströs und trivial gescholtenen, aber doch soliden) idealen Inhalt von Chinas Menschlichkeitsprinzip auf den Aussterbeetat gestellt wird?

Alle diese Gefahren wären wohl niemals heraufbeschworen worden ohne die anmaßenden, herrsch- und gewinnsüchtigen Zudringlichkeiten, denen China ausgesetzt gewesen ist und deren es sich einst, als Urtheilvollstrecker der Nemesis, wird entledigen wollen; dann wird es offenbar werden, daß Mission und Kommerz es waren, durch welche die „gelbe Gefahr“ herbeigeführt wurde. Kann sie überhaupt noch fern gehalten werden, und mit welchen Mitteln? An eine Rettung durch Eroberung oder Auftheilung Chinas könnte nur denken, wen Chinas Geschichte noch nicht gelehrt hätte, daß es jedesmal seine Eroberer sich zu unterwerfen wußte,<sup>132</sup> und daß seine zeitweilig losgetrennten Theile immer dem Stamm selbstthätig sich wieder angefügt haben;<sup>133</sup> und es könnte an diese Art von Rettung nur denken, wer einestheils die Schwierigkeiten einer Unternehmung unterschätzte, deren „Operationsbasis“ dem halben Erdumfang gleichkäme; und wer anderentheils das Verhältniß vernachlässigte zwischen der Zusammenhangslosigkeit der unheilbar zerklüfteten und überlasteten Kräfte des Abendlandes und der imposant kompakten Einheitlichkeit des leistungsfähigen Fünfhundertmillionenreiches. Eine wirkliche und dauernde Abwehr Chinas könnte nur gelingen, wenn es mit seinen eigenen Waffen bekämpft würde, mit dem, was allein Chinas andauende Größe und Macht begründet hat: mit friedlicher Moralität.